

1987

Michael Schmitz Old Time / Ein automobiler Streifzug durch Oberhausens Geschichte - fast stilecht nachempfunden	7
Rolf Weihrauch Von der Kohle zur Chemie / Die schnellen Ideenumsetzer von der Ruhrchemie	24
Irmhild Piam Vom Zauber alter Puppen / Ein Hobby, das süchtig macht	29
Dietrich Behrends 125 Jahre Oberhausen / Wie man in Oberhausen Jubiläen feierte, auch wenn es manchmal nichts zu jubeln gab	32
Michael Petrykowski Big Lift / Senkrechte Kanalschiffahrt in der Liricher Schleuse	43
Michael Schmitz Werkstatt der Illusionen / Theatermacher, die man nicht sieht	48
Willi Demond Phänomen Basketball / Wie Unbeirrbarkeit und sportlicher Erfolg zusammenhängen	54
Wolfgang Kintscher Die in der Nacht malochen / Leben mit der Nachtarbeit – das ist eine andere Welt	58
Helmut Stoltenberg Ein Leben auf dem Stadtland / Landwirtschaft im Schatten der Schlackenhalde	62
Ulrich Dörner Das unbekannteste Museum der Welt / Wie man aus Tennisbegeisterung zum Museumsdirektor wird	66
Klaus Feldkeller Denen sonst keiner hilft / 20 Jahre Friedensdorf Oberhausen	70
Karl Lange 225 Jahre Schmachtendorf / Armeereutner gründeten Oberhausener Stadtteil	74

Frank Lamers Hobby Hausmusik / Ein „tonangebender“ Vater mit seiner „harmonischen“ Familie	78
Mathias Cumpel Das Ludwig-Institut für Kunst der DDR / Eine Sammlung der Superlative	81
Rolf Weihrauch Gewerbegebiet Eisenhammer / Expansive Branchen blühen auf ehemaliger Industriebrache	92
Frank Eisenhardt Na Sdrowje, Saporoshje / Die neue Partnerstadt am fernen Dnjepr	95
Wenn alle Brunnlein fließen / S-Mosaiksteine schmücken das Stadtbild	98

OBERHAUSEN '87



Ein Jahrbuch

TITELBILD:

*Das Rad der Zeit zurückgedreht.
Romantische Szene aus der Old-Time-Story
im Innenhof des Oberhausener Schloßes.*

HERAUSGEBER:

*Plitt Verlag Oberhausen
in Zusammenarbeit mit der Stadt Oberhausen
und mit freundlicher Unterstützung
der Stadtparkasse*

*© Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck auch auszugsweise nur mit
Genehmigung des Verlages*

KONZEPTION UND REDAKTION:

Friedhelm Fox, Ha-Jo Plitt

GESTALTUNG:

Claus Schneider

FOTOS:

Archiv NRZ, Archiv WAZ,

Werksfotos:

*Hoechst AG · Ruhrchemie AG
Europlast GmbH · Synthesegasanlage Ruhr GmbH*

*Ruth Gläser, Gido Grümmer, Robert Häusser,
Privatarchive, Foto Terriet, Klaus Werner*

*Luftaufnahmen freigegeben durch
den Reg.-Präs. D'dorf
Freigabe Nr. 03 S1-102*

HERSTELLUNG:

*Reproduktionen, Satz und Druck
Graphischer Betrieb Karl Plitt, Oberhausen
Feldstraße 21, Telefon 65 15 09*

November 1986



**VERLAG
OBERHAUSEN**

OLD TIMES

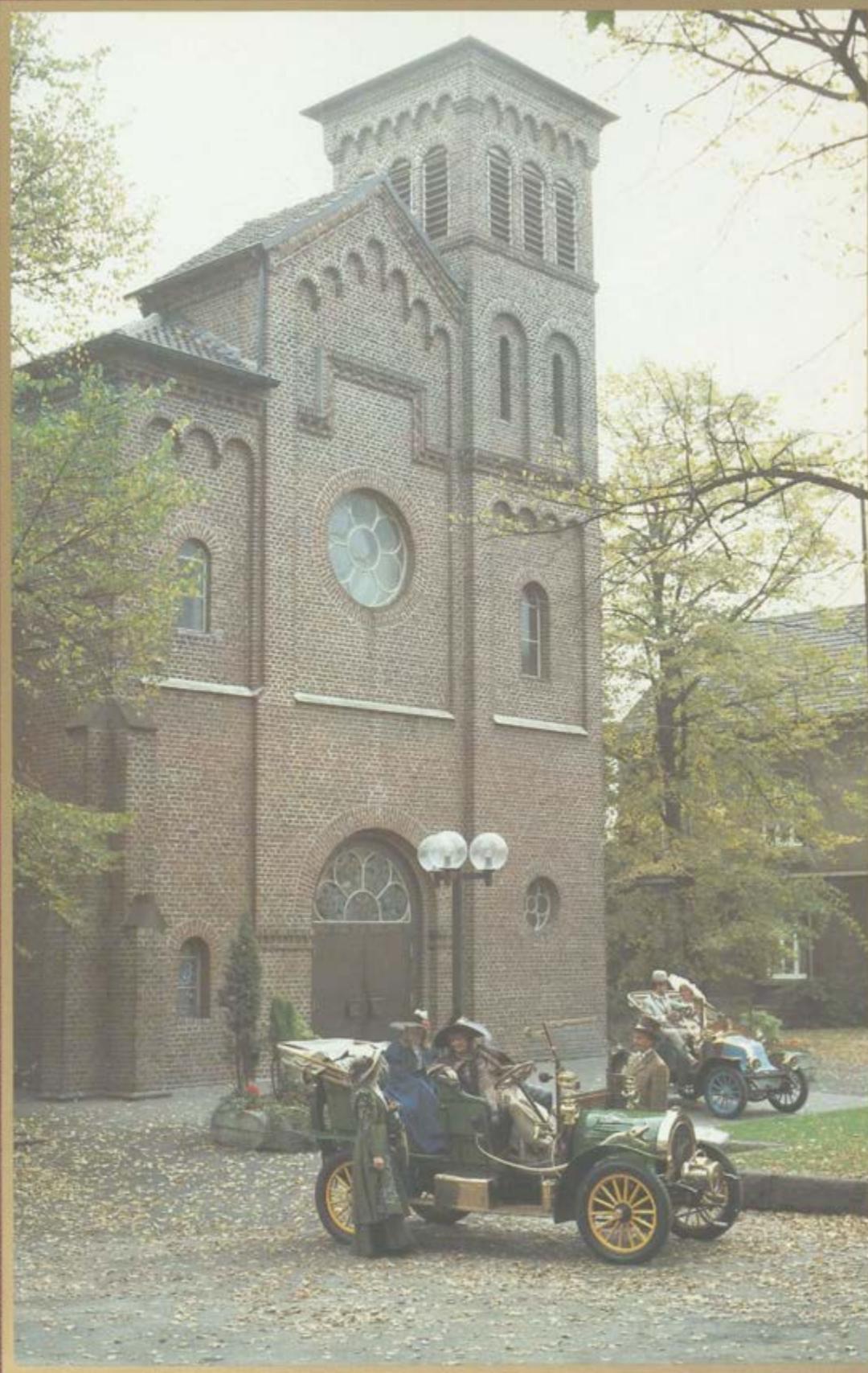


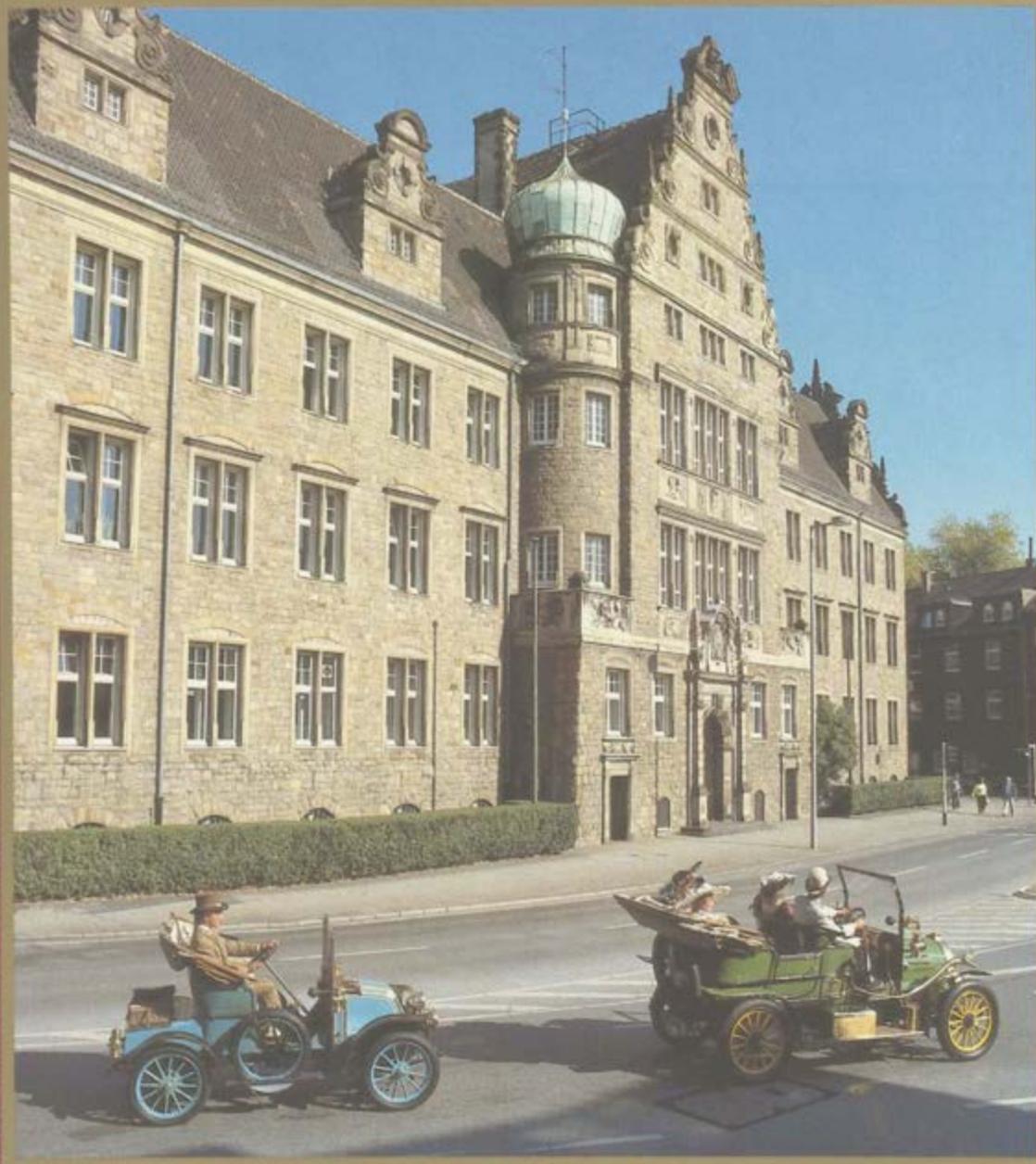
Mit funkelnden Karossen durch Oberhausens Geschichte



*... zärtlich
begegnen sich die
Schнауferl aus
der Geschichte
des Automobiles und
die fachwerkliche
Epoche der
Architektur ...*

... ein kurzes
Verweilen vor dem
schlichten Gemäuer
der Alstadener
Antonius-Kirche
schafft Raum für
Besinnlichkeit ...





*... das
ehrfurchtgebietende
Antlitz der
Göttin Justitia
leuchtet auf in der
Erinnerung an
gemeinsame
Erlebnisse ...*

*... alte Gemäuer
haben
ihr Festtagsgewand
angelegt, um den
rollenden
Zeitgenossen vom
geschäftigen Handel
trotz Wandel zu
erzählen ...*

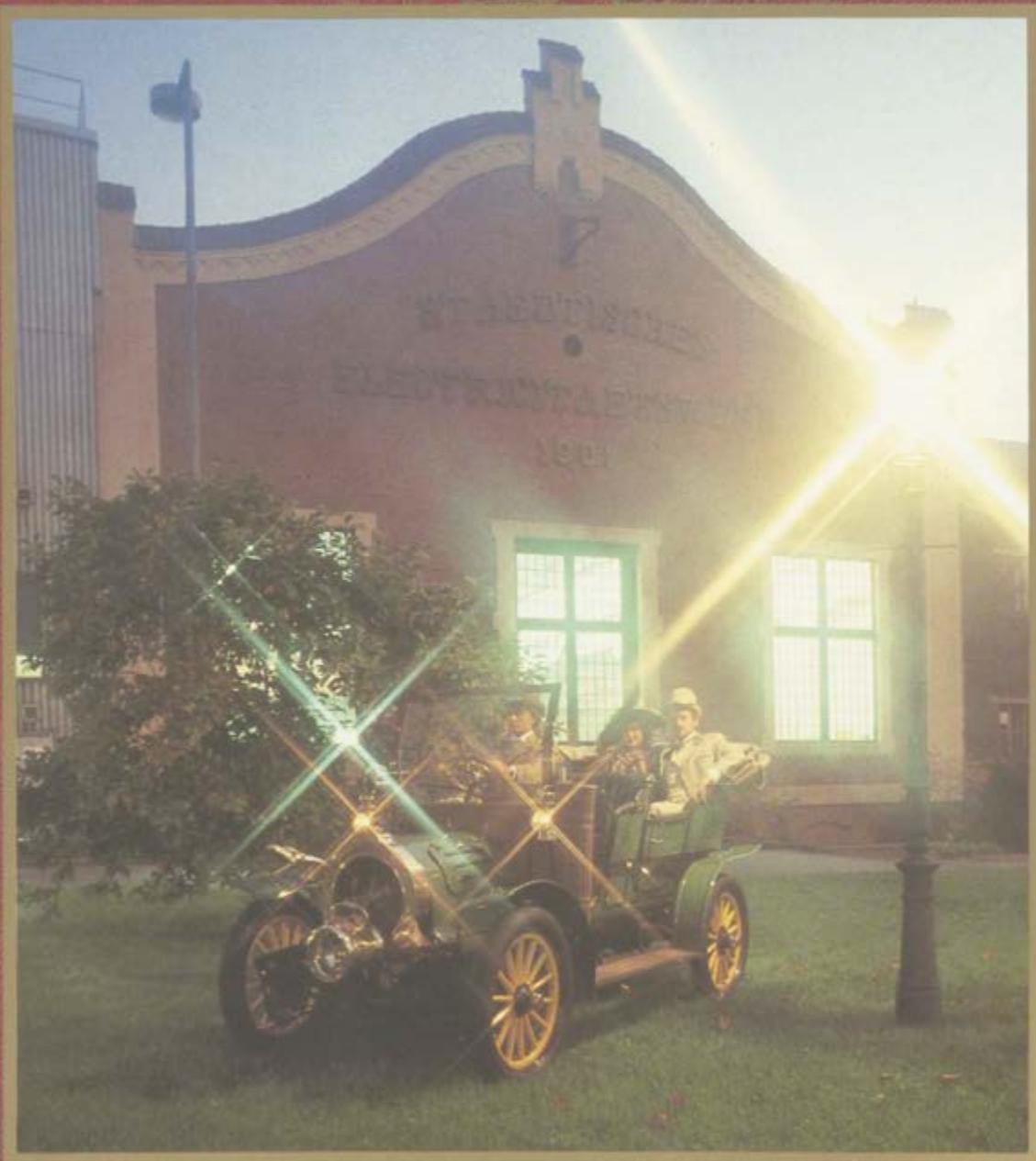


*... aus dem
satten Grün im
Oberhausener
Norden
lugt der Förderturm
der letzten
Zeche unserer Stadt
hervor...*



*... neben dem
Kastell Holten
nehmen sich
die Gäste aus dem
historischen
Automobilmuseum
„Autotron“ beinahe
wie futuristische
Vehikel aus ...*

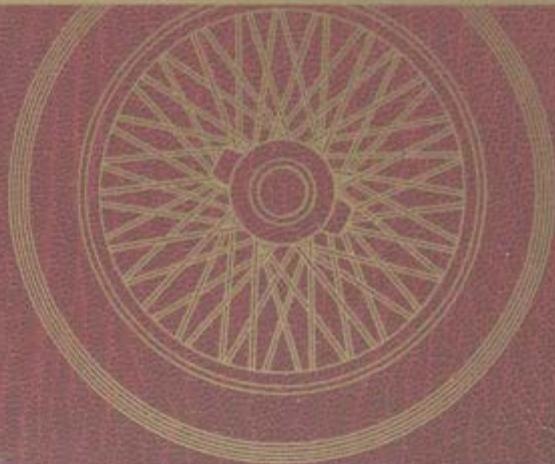




*... im Lichterglanz
des alten
Elektrizitätswerkes
wächst
der Abschied zum
Symbol einer
immer noch
energiegeladenen
Stadt ...*



*... wo eben noch
der gerichtete
Schurke in der
Erinnerung
lastwandelte, taucht
jetzt das Rathaus
im Spiegel
der Neuzeit auf ...*





*... da ist das
Theatercafé
ganz große Bühne
beim gemeinsamen
Auftritt der Urahnen
der Kraftfahrzeug-
industrie und
ihrer Nachfahren ...*



*... schon grüßt, wie
geschaffen
für den Titel,
Schloß Oberhausen,
Siesta am
neuen Museum im
alten Gewand ...*



*... reht sich
der alte Wasserturm
als idyllisch
eingebetteter
Zeitzeuge einer
steinernen Faust
gleich mahnd gen
Himmel...*



*... kündigt auch
der mächtige
Gasometer seinem
Besuch aus der
Automobilgeschichte
vom Wandel
der Zeit...*

*... auf der Treppe
zum ehemaligen Sitz
des Emscheradels
Burgfräuleins
und -herren beim
nachmittäglichen
Tête à Tête ...*



*... formt diese Oase
der Erholung
im Revierpark
Vonderort zu einem
Bild, wie es
stimmungsvoller von
Malerhand
nicht zu entdecken
wäre...*



... gemalte Poesie,
voll andächtiger
Wehmut ein
Verharren an der
St. Antony-Hütte -
Wiege der
Ruhrindustrie ...



verständnisvoller Nachsicht durch den Verordnungsdschungel des neuzeitlichen Straßenverkehrs geleitet. Schon grüßt, wie geschaffen für den Titel, Schloß Oberhausen. Siesta am neuen Museum im alten Gewand, das seit kurzem die Schätze zeitgenössischer DDR-Kunst beherbergt, ein Plausch auf grüner Wiese, Verschnauferpause im Schutze behutsam gepflegter Natur, der Namenspatron unserer Stadt gibt sich eine rosagefärbte Ehre, das einstige Schloß Overhus koloriert wohl ungewollt den politischen Alltag – und es entläßt uns in seine unmittelbare Nachbarschaft, dorthin, wo Oberhausen den Wandel der Zeit dokumentiert.

Als längst zweckentfremdetes Relikt großindustrieller Vergangenheit gibt der alte Wasserturm den Blick frei auf eine jetzt hoffnungsvoll geglättete Industriefläche, reckt er sich als wohl verräterisch idyllisch eingebetteter Zeitzeuge einer steinernen Faust gleich mahnend gen Himmel.

Einst haben sie in seiner Nachbarschaft residiert, in den hochherrschaftlichen Villen im Grafenbusch. An ihrem Erbe vorbei, für dessen Namensgebung das deutsche Vokabular eigens um den Begriff „Industriebranche“ erweitert worden ist, rollt die Karawane unaufhaltsam zu der Denkmalschützer liebstem Kind, auf den letzten, schlagelöcherten Metern zur Burg Vondern, der mühevoll herausgeputzten Herberge freibürgerlicher Schöngestigkeit, rumpelt und pumpt es verdächtig, Sitzkomfort Anno 1905, da läßt sich nach dem Überfahren einer Zigarettentippe widerspruchslos feststellen, ob es sich um einen Glimmstengel mit oder ohne Filter handelt. Auf der Treppe zum ehemaligen Sitz des Emscheradels Burgfräuleins und -herren beim nachmittäglichen Tête à Tête: Darf's eine Spazierfahrt ins Grüne sein?

Es lächelt der See, er ladet zum Bade – oder läßt man es im Revierpark Vonderort doch lieber bei einer stillvollen Kahnpartie bewenden? Ein Schwanenpaar beäugt neugierig die Veteranen der Straße, formt diese Oase der Erholung zu einem Bild, wie es stimmungsvoller von Malerhand nicht zu entdecken wäre.

Gemalte Poesie auch nur wenig mehr als einen Steinwurf entfernt, schlichter Liebreiz einer anmutigen Fassade, voll andächtiger Wehmut ein Verharren an der St. Antony-Hütte – Wiege der Ruhrindustrie,



Geburtsstätte einer Landschaft, in der mit unbarmherzigem Griffel festgeschrieben wird, was sich als Strukturwandel definiert. Die Poesie steht hier, festgemauert in der Erden, als Sprache der Vergänglichkeit, der Vergewaltigung wohl auch, die Wiege der Ruhrindustrie wankt im Sturmwind der Veränderung.

Doch sie wird nicht fallen, wo eben noch ein Anflug von Tristesse zu spüren war, keimt schon wieder Hoffnung. In der Sterkrader City strahlen alt und neu in ersprießlicher Nachbarschaft, alte Gemäuer haben ihr Festtagsgewand angelegt, um den rollenden Zeitgenossen vom geschäftigen Handel trotz Wandel zu erzählen.

Und hier, das schräge O. in seiner bizarren, so faszinierend geballten Widersprüchlichkeit. Ein starkes Stück Oberhausen, weiß Gott, aus dem satten Grün im Oberhausener Norden lugt der Förderturm der letzten Zeche unserer Stadt hervor, ein Juwel, eingelassen in den Ring aus schwarzem Gold – der Nordschacht, Bergbau live, wie lange noch? Wann wird er nur noch Geschichte sein, Zeuge der Historie wie das Kastell Holten, das aus den weichen Tönungen herbstlicher Natur herauschaut?

Sein Ursprung ist wohl schon in der frühmittelalterlichen Zeit des 10. Jahrhunderts zu suchen, die beinahe 700 Jahre alte Wohnburg ist noch prächtig erhalten, daneben nehmen sich die Gäste aus dem historischen Automuseum „Autotron“ beinahe wie futuristische Vehikel aus, die Garderobe der Herrschaftlichkeit ähnelt vor so betagtem Hintergrund eher dem letzten Schrei der Haute Couture.

„Was ich gesollt, hab' ich vollendet,
Durch mich sei dir von nun an
nichts verwehrt;
Allein verzeih dem Freund, der sich
nun von dir wendet
Und still in sich zurücke kehrt.“

Es ist Zeit Abschied zu nehmen, der Tag und mit ihm der Ausflug in die beredte Geschichte dieser so unendlich liebenswerten Stadt neigen sich dem Ende zu, die Vorboten einer frischen Herbstnacht geben kühlendes Geleit zur letzten Station, zum alten Elektrizitätswerk der Energieversorgung Oberhausen an der Danziger-/ Christian-Steger-Straße. Im Lichterglanz wächst es eindrucksvoll zum Symbol einer immer noch energiegeladenen Stadt, verbreitet es Hoffnung, ja Zuversicht, daß die Lichter in Oberhausen nicht ausgehen werden, weil die Schatten der Vergangenheit wissensreiche Wegweiser in die Zukunft sind.

VON DER KOHLE ZUR CHEMIE

von Rolf Wehrhahn



Die fünf Bergwerks-Gesellschaften Concordia, GHH, Harpen, Krupp und Köln-Neuessen waren es 1927 leid, ihr Kokerei-Gas zu verschwenden und täglich die Überschüsse „abzufackeln“. Schließlich ließ sich das Gas mit seinem Wasserstoff-Gehalt von 50 Prozent als Grundstoff für die Ammoniak-Herstellung verwenden. Die fünf gründeten im Oktober 1927 die „Kohlchemie Aktiengesellschaft“. Sechs Monate später wurde das Unternehmen in „Ruhrchemie Aktiengesellschaft“ umgetauft, wurde das Stammkapital erheblich aufgestockt und der Inhaber-Kreis auf 28 Bergwerks-Gesellschaften erweitert. Sechzig Jahre später ist daraus ein Unternehmen geworden, das

rund eine Million Tonnen verschiedenster Chemie-Produkte erzeugt. Genug, um damit 50.000 Lkw zu beladen, eine Kolonne von Oberhausen bis Mailand.

Schon Anfang 1928 fand in Holten der erste Spatenstich dort statt, wo

Teilansicht der Ruhrchemie (oben); kontinuierliche Destillation (unten).



Kleingärtner die Scholle umgegraben hatten, Ernst Udet zu seinen Kunstflügen aufgestiegen war. Eine erste Fabrik entstand mit einer Ammoniak-Anlage, die pro Jahr 25.000 Tonnen produzieren konnte.

Dank intensiver Zusammenarbeit von Chemikern und Ingenieuren, Forschern und Praktikern ging es steil aufwärts in Holten, und die Ruhrchemie wurde schnell zu einem der führenden deutschen Unternehmen in der Düngemittel-Branche. Man produzierte bald auch Kalkammonsalpeter und konnte die Produktpalette für Dünger erheblich ausweiten. Der „Mehr-Nährstoff-Dünger“ war später ein „Schlager“, weil er gezielten Einsatz für die Bauern ermöglichte

und erheblich höhere landwirtschaftliche Erträge sicherte.

Inzwischen hat man sich auf Kalkammonsalpeter-Dünger spezialisiert, der in einer sehr modernen und umweltfreundlichen Anlage produziert wird. Nur noch kleine gelbe Wölkchen sind hin und wieder über den 80 Meter hohen Kaminen zu sehen, die im nächsten Jahr auch noch verschwinden sollen.

Auch in der Energiewirtschaft ist die neue Anlage erheblich günstiger. Sie hilft sogar, Energie zu gewinnen, die in anderen Abteilungen eingesetzt werden kann. Und dort wird die überflüssige Abfallwärme genutzt: Sie fließt seit kurzem in das Sterkrader Heizkraftwerk der EVO zur Fernwärme-Versorgung.



Dr. Feisst, Dr. Otto Roelen, Prof. Max Planck, Prof. Franz Fischer (von links nach rechts) im wissenschaftlichen Gespräch.

Die Kohle, die den Anstoß zur Gründung der Ruhrchemie gegeben hatte und erst seit den 50er Jahren vom Erdöl mehr und mehr verdrängt wurde, war Dreh- und Angelpunkt, wenn man sich in Holten um neue Produkte bemühte. So erwarb das Unternehmen 1934 die Lizenz für das Fischer-Tropsch-Verfahren, produzierte Benzin und Dieselkraftstoff aus Kohle.

Das machte die deutsche Wirtschaft damals weitgehend unabhängig von Erdöl-Einfuhren. Ein wichtiger Faktor insbesondere im bald danach beginnenden zweiten Weltkrieg, aber auch mit ein Grund, wes-



Synthesegasanlage Ruhr; rechts Vergasungsteil, Mitte Gasreinigung.

halb die Besatzungsmächte nach dem Zusammenbruch die Demontage der Ruhrchemie verlangten und gegen den energischen Widerstand der Belegschaft auch begannen.

Streben nach „Unabhängigkeit“ war es schließlich auch, als die große Ölkrise 1973 die Erdöl-Preise explosionsartig in die Höhe schnellen ließ: Die Kohle sollte wieder das Synthesegas liefern, das für die gesamte Oxo-Produktion nötig ist. Mit Förderung des Bundes entstand ein neues Verfahren, eine großtechnische Kohle-Vergasungs-Anlage und eine Tochter-Firma unter dem

Namen „Synthesegasanlage Ruhr (SAR)“, getragen von der Ruhrchemie und der „Ruhrkohle Öl und Gas GmbH“, einer Tochter der Ruhrkohle AG. 250.000 Tonnen Kohle setzt die SAR pro Jahr zukünftig ein.

Die Oxo-Synthese war 1938 in den Ruhrchemie-Laboratorien von Otto Roelen entdeckt worden. Über Katalysatoren werden Aldehyde gewonnen, die sich in Alkohole, Säuren, Ester, Amine und andere Verbindungen umwandeln lassen, so die Basis für vielfältige weitere chemische Produkte liefern. Einen Schwerpunkt in der Produktion solcher „Folge-Produkte“ bilden Weichmacher für das PVC.

Die Oxo-Synthese liefert außerdem technische Alkohole, die wich-

Herstellung von Zahnrädern aus [®]Hostalen-GUR mit Hilfe eines Spritzgußverfahrens für ultrahochmolekulares Polyethylen.

tig sind für die Herstellung von Lösungsmitteln in der Farben-Industrie, bei der Erzeugung von Fleckentfernern und Fußboden-Reinigungsmitteln. Andere Alkohole bilden die Basis für Parfüms und Kosmetika, Haarwasser, Cremes und Schaumbäder.

Leicht wie Papier, stark wie Metall ist Polyethylen, zudem mit sehr viel weniger Aufwand an Energie herzustellen. Und was läßt sich damit nicht alles anfangen.

Da ist zum Beispiel das Hostalen, das die Europlast GmbH, eine Tochter der Ruhrchemie, zu Rohren verarbeitet, die besonders widerstandsfähig und vor allem flexibel sind. Sie können sogar „vor Ort“ extrudiert und gleich verlegt werden. Auf diese Weise hat man erst kürzlich für die Gemeinden am Chiemsee die Voraussetzungen für den Abwasser-Transport zu einer zentralen Klär-



Polyethylenrohre „vor Ort“ gefertigt, sorgen für einen sauberen Chiemsee (oben). Rohrfertigung aus Polyethylen bei der Tochtergesellschaft Europlast (rechts).

anlage am anderen Seeufer geschaffen.

Aus dem Grundstoff werden aber auch unsere Plastiktüten hergestellt, Teile in hochbeanspruchten Maschinen und nicht zuletzt künstliche Körpergelenke, Gleitflächen für Skier und Sommer-Rodelbahnen, Staubsauger-Schläuche und





Großreparatur in der Zentralwerkstatt; ein Gasverdichter wird zerlegt.

Gewächshaus-Folien, die besser als Glas die Sonnen-Energie durchlassen.

Ganz anders, nämlich anorganischer Herkunft sind die Katalysatoren zur Beschleunigung chemischer Reaktionen. Für ihre wichtigsten Verfahren hat die Ruhrchemie diese Katalysatoren schon immer selbst entwickelt und hergestellt. Sie „vermarktet“ sie aber auch. Sie bestehen meist aus Metall – wie Nickel, Kobalt, Kupfer, Eisen oder einem Edelmetall – das auf einem Träger – wie Kieselgur oder Aluminium – wirksam wird.

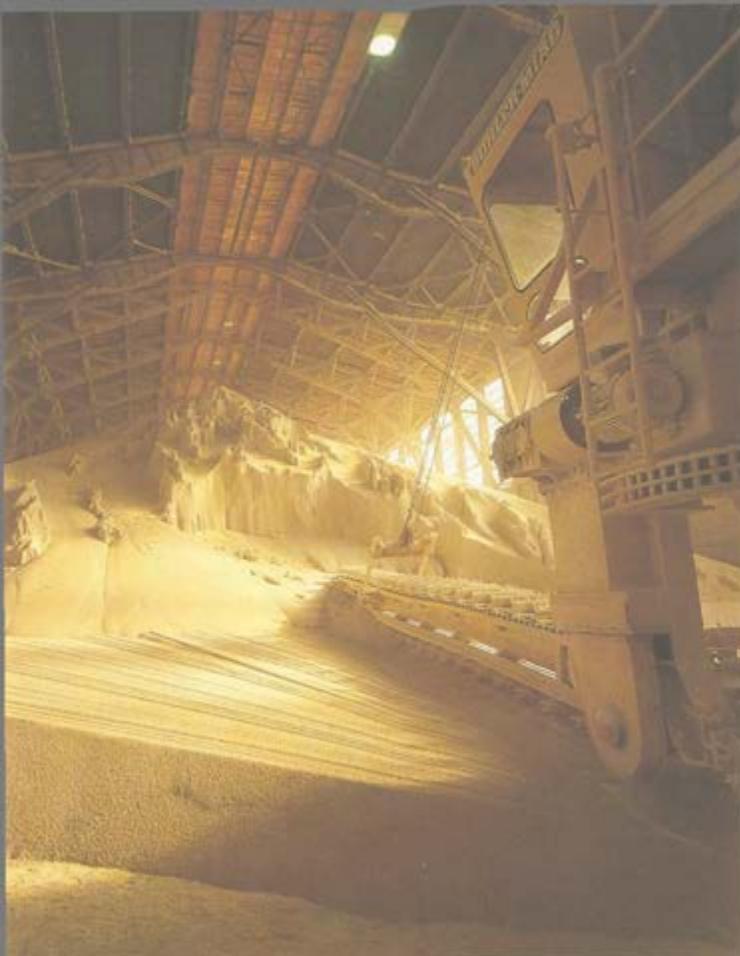
Angeboten und geliefert werden solche Katalysatoren von der Ruhrchemie unter anderem für die Hydrierung von natürlichen Fetten – wie Fisch-, Soja- oder Rapsöl – zur Herstellung beispielsweise von Margarinen und Salben, aber auch technischen Fetten.

Wechselvoll wie die Zeitläufe entwickelten sich auch die Besitzverhältnisse an der Ruhrchemie. 1958 wurde das Aktienkapital von inzwischen 60 Millionen Mark neu geordnet. Zu je einem Viertel übernahmen es die Hoechst AG, die Essener Steinkohlen Bergbau AG, Rheinpreußen und die aus dem GHH-Konzern ausgegliederte Oberhausener Bergbau-Gesellschaft „Neue Hoffnung“. Zwei Jahre später gehörte das Kapital zu je einem Drittel Hoechst, Mannesmann und der damaligen Hüttenwerke Oberhausen AG, die 1971 aber von der Thyssen AG übernommen wurde und so ihre neue „Mutter“ an der Ruhrchemie beteiligte. Seit 1984 ist die Hoechst AG alleiniger Besitzer des Holtener Unternehmens.

Geblichen ist über all die wechselhaften Jahre hin das Bemühen, sich



Technikumsanlage zur Wiederaufarbeitung von Katalysatoren.



Der Mineraldünger wird in großen Hallen zwischengelagert.



Teilansicht der neuen Oxoanlage zur Hydroformylierung von Propylen.

Calnitro heißt der Kalkammonsalpeter für viele Anwendungsgebiete (unten).

den Zukunftsfragen und der Lösung aktueller Probleme zu stellen. „Bestehendes sichern, Künftiges entwickeln“ ist die Devise. Sie in die Tat umzusetzen, bemühen sich Forscher und Techniker. Jeder sechste der insgesamt rund 2.700 Mitarbeiter ist in Forschung, Entwicklung und Planung tätig. Die anderen überwachen und steuern die Produktions-Abläufe, sind für Wartung und Instandsetzung verantwortlich, wickeln die kaufmännischen und Verwaltungs-Aufgaben ab.

„Wir müssen in Zukunft unsere Stärken noch besser als bisher nutzen“, hat erst kürzlich das neue Vorstandsmitglied Dr. Gunther Kessen erklärt. „Sie liegen in der Entwicklung eigener chemischer Prozesse und in der Übertragung von Labor-



Verfahren in den technischen Maßstab. Ein eingespieltes Team von Chemikern und Technikern schafft die Voraussetzung für optimale Zusammenarbeit aller Sparten. So kann aus jedem im Laboratorium entwickelten Verfahren schnell ei-

ne großtechnische Produktion erwachsen. Die internationale Konkurrenz besitzt zwar Rohstoff-Vorteile, aber nicht immer unsere Innovationskraft und die Schnelligkeit, sich veränderten Markt-Gegebenheiten anzupassen“.

Und sein Vorstands-Kollege Horst Jürgen Grün versicherte: „Die Belegschaft kann erwarten, daß wir an unseren Zielen – hohes Beschäftigungs-Niveau, gesunde Ertrags-Grundlagen und Weiterentwicklung von Produkten und Verfahren – festhalten. Damit sind auch die Voraussetzungen für stabile Arbeitsplätze genannt“.

In Richtung auf alle Oberhausener Bürger versprach er: „Wir werden uns weiter anstrengen, unsere Umwelt-Belastung zu vermindern“.



VOM ZAUBER ALTER PUPPEN

von Irmhild Piam

Es war in den bitteren Jahren nach dem Krieg. Unser geschlagenes Land war bettelarm geworden. Auch die Generation der Kriegskinder bekamen Leid und Elend mitunter in ihrer ganzen Wucht zu spüren. Die Erinnerungen an diese Kindheiten sind geprägt von Verzicht auf viele Dinge, die es für die Kinder von heute im Überfluß gibt. Die Kinder von damals lebten nicht im Schlaraffenland des Wohlstands. Kinderträume vom Spielzeugland, das alle Wünsche erfüllte, hatte der Krieg zerstört. Kindliche Phantasien jedoch blühten im Verzicht um so reicher. Mit den wenigen Dingen, die man damals in Kinderhände legen konnte, wurde gespielt, als ob es wirklich alles gäbe. Das wenige war

mitunter mehr, in der Armseligkeit lag bisweilen die ganze Vielfalt kindlicher Spielfreude verborgen.

Eine Puppe mit echten Haaren, die man wirklich und wahrhaftig kämmen konnte, eine Puppenstube mit einem Teppich und ein kleiner Kaufladen, in dem es alles, aber auch alles zu kaufen gab: Das waren meine kindlichen Nachkriegs-Wunschträume. Was mir damals gehörte, war ein hölzerner Puppenwagen, ein rustikales bäuerliches Vehikel, das auf dem Hockelpflaster unserer Straße mit seinen Holzrädern derartig bollerte, daß ich die arme Puppe fast dauernd auf dem Arm trug, um ihr die gesundheitsschädlichen Erschütterungen zu ersparen. Das Puppenkind war ein Weih-

nachtsgeschenk aus dem Krieg, ein selbstgebasteltes häßliches Etwas mit Haaren aus Wollresten und wurstigen Schlabberarmen. Meine Mutter hatte die Puppe bei einer geschäftstüchtigen Nachbarin gegen einige Gläser Eingemachtes eingetauscht.

Dennoch: Ich liebte dieses unansehnliche Wesen über alles und habe es in die Jahre des Wirtschaftswunders als Erinnerung an eine Kriegs-Kindheit hinübergerettet.

Vielleicht war es auch dieser damalige Mangel an Dingen, die Kinderherzen entzücken, den die heute 41jährige Gabriele Bothen-Hack zu einem Hobby führte, in dem sie mittlerweile ganz aufgeht. Die Holtenerin, gebürtig aus Brannenburg

am Wendelstein, fertigt Reproduktionen alter Puppen mit erstaunlichem Geschick und Können, das sie sich in mehreren Kursen und durch Beschäftigung mit Fachliteratur angeeignet hat. Sie steht damit für Tausende aus unserer Stadt, die ihre Freizeit sinnvoll gestalten und es, bei welchem Hobby auch immer, mitunter zu wahren Meisterleistungen bringen. Die einen sammeln Briefmarken und Münzen, steigern ihre Sammelwut manchmal zur Wissenschaft, die anderen lieben die Kreativität, erfreuen sich an schönen Dingen, die unter ihren Händen entstehen.

Gabriele Bothen-Hack hat sich von der Puppenwelt verzaubern lassen. Am Anfang stand die Unzufriedenheit mit dem Alltag. Der Beruf als Sekretärin in Essen, der Haushalt in Holten, die Familie – im Grunde genommen ein ewiges Einerlei. Ein Hobby, so fand auch ihr sportbegeisterter Mann, wäre ein Ausgleich. Das richtige fand sich erst, als ihr im Mai vor zwei Jahren das Bild einer süßen Puppenfee auf dem Titelblatt der Bunte-Wochenzeitung, die mit dem TV-Programm einmal wöchentlich den beiden Oberhausener Tageszeitungen der WAZ-Gruppe beiliegt, ins Auge fiel. Gabi Bothen-Hack wußte sofort: Das wäre etwas für mich! Im Bericht zu dem Titelbild wurde Diethild-Marei Seyd vorgestellt, die in einem alten, romantischen Bauernhaus im Wiedtal in Wochenend-Seminaren in die Geheimnisse des Puppenmachens einweicht. Auf der Puppenfarm der Marei erlernen die Teilnehmer den Nachbau von feinen Porzellan-Puppen nach alten Vorbildern. Es bedarf schon eines feinen Gespürs für die Puppenwelt aus Omas Zeiten, um die Puppenkinder so täuschend ähnlich nachzubilden, daß sie kaum noch von den Originalen von Anno dazumal zu unterscheiden sind. „Mit nur einem Kursus ist es dabei bei weitem nicht





Viele Stunden wirkt Gabi Bothen-Hack an der Verwirklichung eines Puppen-Traumes. Die Herstellung, vor allem die Bearbeitung des Porzellan-Kopfes, ist Filigran-Arbeit.



Gabi Bothen-Hack zurück. Damit war für sie eine „Sucht“ geboren, die sie innerhalb von zwei Jahren zur 100-fachen Puppenmutter werden ließ.

Jede freie Minute, aber auch fast jede gesparte Mark werden mittlerweile in die Holtener Puppenwelt investiert. Vier weitere Kurse wurden besucht, dazu suchte sich Frau Gabi einen der bedeutendsten Puppenmacher im Lande aus. Bei Matthias Wanke in Limburg, der auch als Ausrichter internationaler Puppenbörsen einen Namen hat und als Anbieter von Materialien für die Puppenbasterei eine Marktlücke entdeckte, bildete sie sich weiter fort. Im Ausdruck des Gesichts liegt das Geheimnis einer guten Nachbildung, „von einem hübschen Puppenkleidchen,“ so mahnt die Holtenerin, „sollte sich niemand blenden lassen.“

getan,“ erzählt die Holtenerin. Sie hatte sich einige Tage nach der Entdeckung ihrer neuen Liebe zu diesem Hobby in ihr Auto gesetzt, im Visier die Puppen-Marei im Westertal. Mit zwei selbstgebastelten Puppenkindern und dem Glücksgefühl, endlich das Gefundene zu haben, was sie so lange suchte, kehrte

Mit den armseligen Kriegspuppen haben die feinen, in die Gegenwart hineingeborenen Porzellan-Kinder aus Omas Kinderträumen nichts mehr gemeinsam. Sie reflektieren Kindertage aus einer heilen Welt, obwohl auch in jener Zeit, als die Puppen-Originale die Kinder erfreuten, die Welt sicherlich nicht

immer in Ordnung war. Die Reproduktion der alten Puppen fordert ein feines Händchen – beim Gießen des Porzellan-Kopfes und der 15 Teile für den Körper, beim Brennen im Ofen, den die Holtener Puppenmutter ihr eigen nennt, beim Versäubern, der Bearbeitung des Kopfes mit dem „Skalpell“, und schließlich beim Bemalen. Natürlich ist auch die Puppen-Garderobe selbstgenäht, die Puppen-Mode von anno Tobak steht Pate bei der Tüftelei mit Nadel und Faden. Die Stoffchen für die Kleider hat die Holtenerin meistens auf dem Flohmarkt erstanden. Dort müssen auch Mann und Sohn Ausschau halten – nach Dingen aus einer versunkenen Puppenwelt.

Die Geburt eines Puppenkindes braucht bis zum letzten Rüschen an der Schürze ihre Zeit. Bei Bothen-Hack an der Elisenstraße 15 brennt das Licht in Küche und Keller oftmals lange in der Nacht. Dann steckt Frau Gabi wieder einmal in den Fängen ihres Hobbys, vergißt Zeit und Raum. In der Faszination, etwas selbst zu gestalten, findet sie Ausgleich und Erfolgserlebnis. Das Puppenmachen ist zur Sucht geworden. Eine Droge, die glücklich macht.

125 JAHRE OBERHAUSEN

von Dietrich Behrends

Wann hat Oberhausen Geburtstag? Diese Frage sollte eigentlich überflüssig sein, denn es ist beschlossene Sache, daß am 1. Februar 1987 das 125jährige Bestehen Oberhausens als Gemeinde und damit als politisches Gebilde mit einer Festveranstaltung gefeiert wird. Dieser Festtermin hat seine Berechtigung, denn in dem zum 75jährigen Bestehen Oberhausens erschienenen Heimatbuch heißt es dazu: „Als Gründungstag für die Bildung der Gemeinde und Bürgermeisterei Oberhausen ist der 1. Februar 1862 anzusehen, da an diesem Tag der mit der Einrichtung der neuen Gemeinde beauftragte Kreissekretär Friedrich Schwartz als kommissarischer Bürgermeister von Oberhausen durch Landrat Keßler aus Duisburg in sein Amt eingeführt wurde.“

Oberhausens Geburtsurkunde ist aber bereits am 18. November 1861 ausgestellt worden. Dieses Datum liest man auf der vom Preußenkönig Wilhelm in Berlin unterzeichneten, in umständlichem Bürokratendeutsch der damaligen Zeit verfaßten Kabinettsordre über die Bildung der Bürgermeisterei Oberhausen. „Auf den Bericht des Staatsministeriums vom 10. ds. Js“, heißt es da, „dessen Anlagen anbei zurückerfolgen, genehmige ich, daß

a.) die Bauerschaften Lippert und Lyrich (Kreis Essen),

b.) die nördlich gelegenen Bestandtheile der 3 Gemeinden Dümpten, Styrum und Alstaden (Landbürgermeisterei Mülheim a. d. Ruhr, Kreis Duisburg) in der Begrenzung, welche auf dem unter den Anlagen befindlichen Situationsplan von dem Gebiete der projectierten Bürgermeisterei Oberhausen vom Oktober-November 1858 durch eine rothpunktirte Linie angezeigt wird,

c.) die östliche Spitze der Gemeinde Meiderich (Landbürgermeisterei Ruhrort, Kreis Duisburg) in der auf dem Situationsplan ebenfalls durch eine rothpunktirte Linie angegebenen Begrenzung,

d.) der östlich der von der Oberhausen-Dorsten'er Staatsstraße gelegene und auf dem Situationsplan durch eine blaue Begrenzungslinie angezeigte Theil der Gemeinde Beck (Bürgermeisterei Holten, Kreis Duisburg) sämtlich aus ihrem bisherigen Gemeinde- und Bürgermeisterei-Verbande und die unter a.) genannten Bauerschaften auch aus ihrem Kreisverbande ausscheiden, und daß aus denselben die Gemeinde und Bürgermeisterei Oberhausen gebildet und solche dem Kreise Duisburg zugetheilt werde. Das Staats-Ministerium hat die zur Ausführung dieser Anordnung erforderlichen Maßnahmen hiernach zu treffen.“

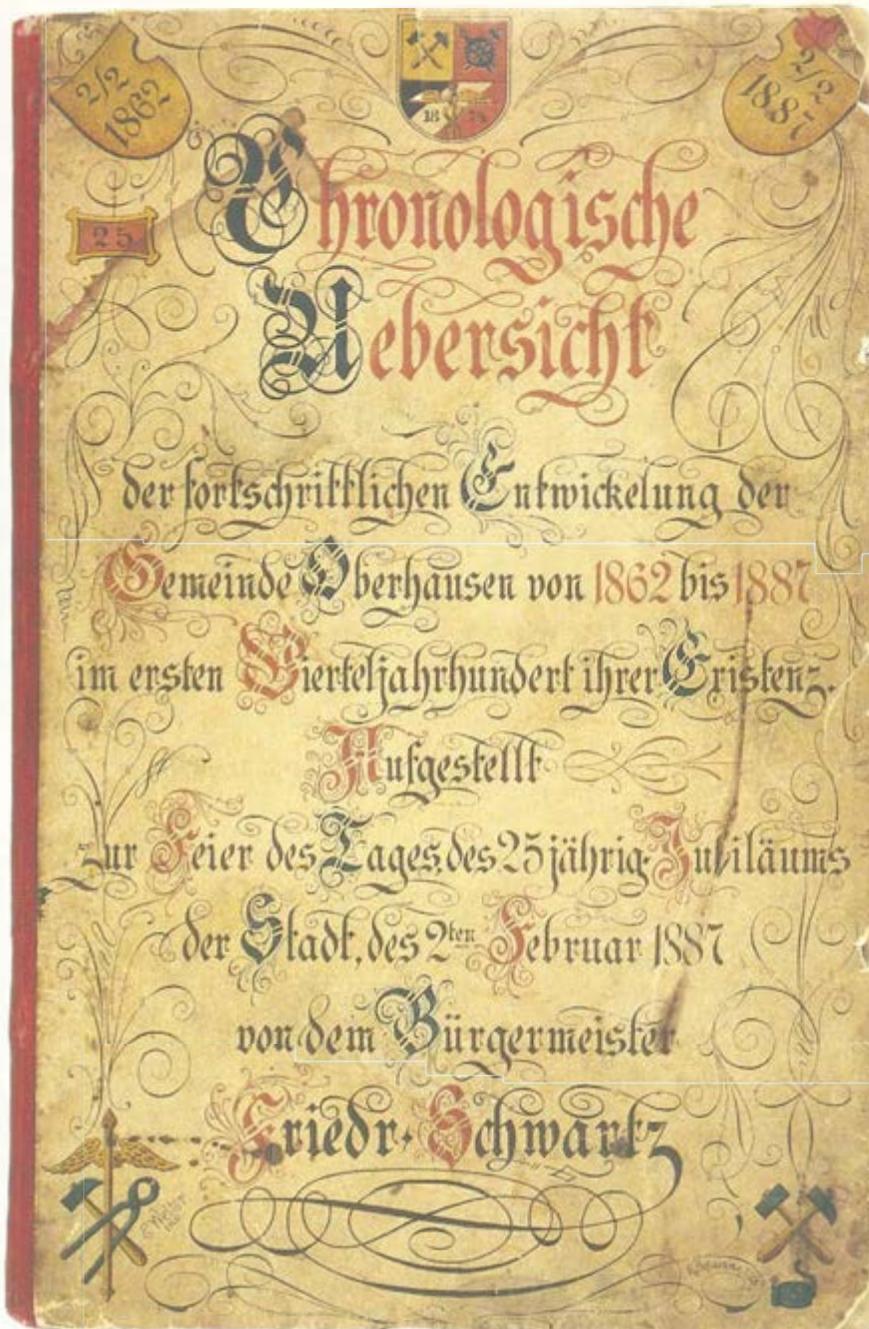
Als Geburtshelfer gegenzeichneten Würdenträger mit so klangvollen bzw. bekannten Namen wie Fürst zu Hohenzollern-Sigmaringen, Graf von Pückler, von Bethmann-Holweg, Graf Schwerin, von Roon und Graf von Bernstorff.

Daß der 18. November 1861 bei der Festsetzung der Jubiläumstermine als eigentliches Gründungsdatum nie eine Rolle gespielt hat, ist auf den ersten Bürgermeister Oberhausens zurückzuführen. Auf Veranlassung von Friedrich Schwartz wurde das erste Jubiläum der Gemeinde Oberhausen nicht 25 Jahre nach der Unterzeichnung der Gründungsurkunde durch König Wilhelm, also am 18. November 1886, sondern zusammen mit seinem silbernen Dienstjubiläum als Bürgermeister am 1. und 2. Februar 1887 gefeiert.



Friedrich Schwartz

Der eigenwillige Bürgermeister hielt den Beginn seiner Amtstätigkeit für bedeutungsvoller als das Ursprungsdatum. Der pflichtbewußte preußische Beamte schätzte den Tag, an dem er mit der Arbeit begann, sogar noch höher ein als den Tag seiner Amtseinführung, an dem nicht gearbeitet, sondern nur gefeiert wurde. Das beweist der Titel, den er der ersten Jubiläumsschrift



Langatmiger Titel in schwungvoller Schnörkelschrift: Deckblatt der von Bürgermeister Friedrich Schwarz zu seinem silbernen Dienstjubiläum und zum silbernen Gemeindejubiläum verfaßten Chronik.

gab: „Chronologische Übersicht der fortschrittlichen Entwicklung der Gemeinde Oberhausen von 1862 bis 1887 im ersten Vierteljahrhundert ihrer Existenz. Aufgestellt zur Feier des Tages des 25jährigen Jubiläums

der Stadt, des 2ten Februar 1887 von dem Bürgermeister Friedr. Schwarz.“ Daß dieser langatmige Titel neben der unklaren Angabe des Jubiläumsdatums eine zweite Ungenauigkeit enthält – 1887 feier-

te man nicht das Silberjubiläum der Stadt, sondern der Gemeinde, denn „Stadt“ konnte sich Oberhausen erst 1874 nennen – sei hier nur am Rande vermerkt.

Jedenfalls hat Schwarz den Beginn seiner Tätigkeit als Bürgermeister sozusagen mit dem Gründungsdatum identifiziert und dadurch die Jubiläumstermine festgeschrieben. Seine Nachfolger haben sich daran gehalten. Und das aus gutem Grund, denn in den ersten 25 Jahren der Amtszeit von Schwarz – er trat 1889 nach 27jähriger Tätigkeit als Bürgermeister in den Ruhestand – wurde unter äußerst schwierigen Umständen das solide Fundament für die Entwicklung Oberhausens zur Industriegroßstadt gelegt.

„Kind der Eisenbahn“

Wie Schwarz in der erwähnten Chronik berichtet, trat er „die Verwaltung der 6000 Seelen zählenden Gemeinde unter sehr primitiven Verhältnissen an, denn ich entbehrte vorläufig nicht allein eines mir zur Seite stehenden Gemeinderathes, welcher erst am 20. 3. 1862 gewählt und am 1. 4. eingeführt wurde, ich entbehrte auch einer Registratur, einer Bibliothek und hatte zunächst Tintenfaß und Feder auf meinen Tisch schaffen.“

Das Zentrum der neuen Gemeinde war der 1847 in die menschenleere Lipperheide gesetzte und nach dem zwei Kilometer entfernten gräflichen Schloß an der Emscher „Oberhausen“ benannte Bahnhof der Köln-Mindener Eisenbahn, um den herum sich noch vor der Gründung Oberhausens eine Anzahl von Industriebetrieben angesiedelt hatte. Als die Gemeinde dann endlich konstituiert wurde, war der Bahnhof „bereits der größte weit und breit“, so ein Chronist, ein wichtiger Knotenpunkt im noch im Ausbau befindlichen westdeutschen Eisenbahnnetz, weshalb Oberhausen mit Recht auch „Kind der Eisenbahn“ genannt wird. Die schachbrettarti-

ge, wegen ihrer Engmaschigkeit für die spätere Stadtplanung recht hinderliche Anlage des Straßennetzes in der späteren City finden sich bereits auf dem in der Gründungsurkunde erwähnten „Situationsplan von dem Gebiete der projectierten Bürgermeistereei“.

In den ersten Amtsjahren von Bürgermeister Schwartz lagen die 700 Häuser und Betriebsgebäude, aus denen die junge Gemeinde bestand, zum größten Teil am Rand der Lipperheide, in deren Mitte die Bebauung nur langsam Fortschritte machte. Erschwert wurde eine planmäßige Bebauung auch durch die Eisenbahnstrecken, die das Gemeindegebiet zerschnitten. Über die Öffnung der Übergänge stritt man jahrelang mit der Bahngesellschaft. Weil sich im Bahnhofsbereich die Industrie niedergelassen hatte, mußten sich die ersten Oberhausener Stadtplaner nach einem anderen geeigneten Gelände für eine Stadtkernbebauung umsehen. Drei Standorte standen zur Diskussion.

Erstes Rathausprojekt fiel ins Wasser

Zunächst war an das Gebiet im Norden hinter dem Bahnhof gedacht, wo später der Schlachthof errichtet wurde. Weil aber die Eisenbahn eine die Entwicklung hemmende Barriere bildete, beschloß der Gemeinderat, den Stadtkern im Gebiet des heutigen Ebertplatzes (damals Neumarkt), heranwachsen zu lassen, wo auch das Rathaus errichtet werden sollte. Diese Planung fiel aber buchstäblich in das Wasser des als Fuch von Bergsenkungen sich gebildeten Concordiassees, der schließlich ein Fläche von 40 Morgen bedeckte und der erst 1880 durch den Bau einer Kanalisation beseitigt werden konnte.

Mittlerweile hatten sich in der Nachbarschaft der Styrumer Eisenindustrie – das Werk erstreckte sich vom Bahnhofsvorplatz über den

heutigen Friedensplatz bis zur Helmholtzstraße – zahlreiche Arbeiter und auch Geschäftsleute angesiedelt. So entstand um den heutigen Altmarkt – das Gelände hatte der Bauer Stöckmann vor der Gründung der Gemeinde Oberhausen der damaligen Gemeinde Styrum geschenkt – ein bescheidenes Geschäftsviertel, das sich dann zum Stadtkern entwickelte. Der Zustrom der Menschen in dieses Gebiet war so stark, daß schon bald eine Notkirche errichtet werden mußte, die 1887 einem größeren Kirchenbau Platz machte. Diese Kirche war die Vorgängerin der heutigen Herz-Jesu-Kirche am Altmarkt. Nach zwei Umzügen amtierte auch Bürgermeister Schwartz am Altmarkt: in dem zweigeschossigen Haus an der Ecke Markt- und Mittelstraße (heute Pacellistraße), das der Bauunternehmer Rellensmann an die Gemeindeverwaltung vermietet hatte (heute befinden sich hier die WAZ/NRZ-Geschäftsstelle und die WAZ-Redaktion).

Am 6. September 1873 fanden sich die Honoratioren auf einer Baustelle an der Bergstraße (heute Schwartzstraße) ein, um die Grundsteinlegung für den ersten Oberhausener Rathausbau zu erleben. Das Jahr des Baubeginns für das Verwaltungszentrum war gleichzeitig ein wichtiges Jahr in der Oberhausener Industriegeschichte. Zu Beginn des Jahres erfolgte die Gründung der Gesellschaft „Gutehoffnungshütte Actien-Verein für Bergbau und Hüttenbetrieb“ (vormals Hüttengewerkschaft und Handlung Jacobi, Haniel und Huysen). Zwei Jahre später wurde die Hauptverwaltung der GHH von Sterkrade nach Oberhausen an die Essener Straße verlegt. Mit der Verleihung der Stadtrechte im Jahr 1874 erhielt Oberhausens Wachstum einen weiteren Schub, da die Gemeinde jetzt die Selbstverwaltung besaß und sich freier entwickeln konnte.

So hatten die Oberhausener, in zwischen über 20000 an der Zahl, allen Grund, 1887 das Silberjubiläum der Gemeinde und ihres Bürgermeisters groß zu feiern. Bürger mit heute noch bekannten Namen wie Bellingroth, Backhaus, Blumberg, Bonmann, Dickmann, Grillo, Krebber, Mellinghoff, Overdieck, Rellensmann, Sellerbeck und Wilms gehörten dem „Central-Comitee“ an, das die Festvorbereitungen traf und sich in einem Aufruf an die Oberhausener wandte, den Jubeltag der Stadt und ihres Bürgermeisters festlich zu begehen „zur Erinnerung an die großartige Entwicklung der Stadt in den ersten 25 Jahren ihres Bestehens und als Anerkennung für die vielen hohen Verdienste, welche der Herr Bürgermeister Schwartz in seiner ein Vierteljahrhundert langen Tätigkeit sich um die Wohlfahrt unseres Gemeinwesens erworben hat“.

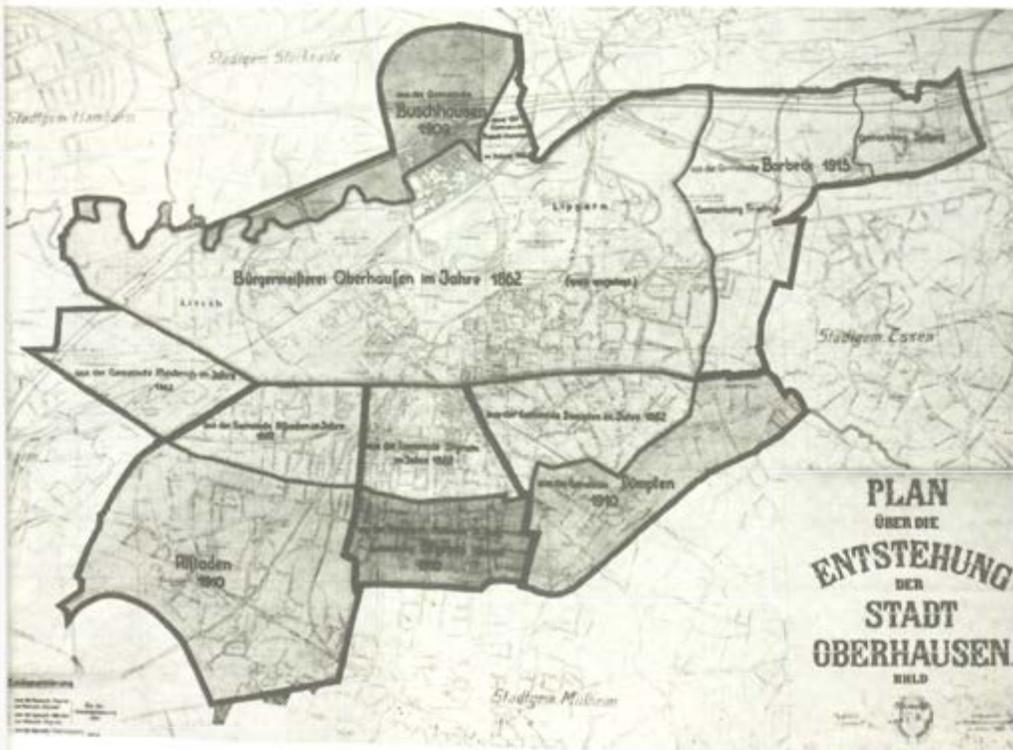
Fackelzug zum Silberjubiläum

Am Abend des 1. Februar zog ein langer Fackelzug durch die Straßen. Nach einer öffentlichen Stadtverordnetensitzung traf sich am folgenden Tag alles, was Rang und Namen hatte, zu einem Frühstück im „Heideblümchen“. Abends vergnügten sich die Bürger auf Festversammlungen in den Lokalen In der Beck, Im Brahm und W. Wilms. Damit auch die Armen an der Festfreude teilhaben konnten, ließ das Stadtverordneten-Kollegium durch die Polizeisergeanten „als schönen humanen Akt“, so ein zeitgenössischer Bericht, Gutscheine im Wert von einer Mark verteilen, die zum Einkauf von Fleisch berechtigten. „Da aber zu einem festlichen Mittag noch mehr gehört als Fleisch“, wieder Chronist meint, „wurde jedem Armen noch eine Mark in bar zuerkannt.“

Mit dem fortschreitenden Wachstum der Industrie stieg auch die Einwohnerzahl unaufhaltsam weiter an. Um die Jahrhundertwende wur-



So sah der Oberhausener Stadtplan bei Ausbruch des ersten Weltkrieges aus. Mitten durch das Stadtgebiet verlief die Werksbahn nach der Zeche Roland in Dümpfen (oben). Durch Eingemeindungen sprengte Oberhausen die Fesseln des – für eine erfolgreiche, in die Zukunft gerichtete Entwicklung – zu kleinen Gebietes der im Jahr 1862 gegründeten Bürgermeisterei (unten).



den 40000 Oberhausener gezählt. Nun konnte Oberhausen seinen Anspruch anmelden, selbständiger Stadtkreis zu werden. Im März 1901 traf die vom preußischen Innenminister unterzeichnete Genehmigung zur Bildung des Stadtkreises aus Berlin in Oberhausen ein, das damit aus dem Landkreis Mülheim ausschied, dem es seit 1874 angehört hatte. Der dritte Oberhausener Bürgermeister – der zweite war Friedrich Haumann gewesen, der nur von 1889 bis 1894 amtiert hatte – durfte sich Otto Wippermann „Oberbürgermeister“ nennen. Die Stadt hatte mit dieser „Beförderung“ die letzte Stufe der kommunalen Selbstverwaltung erreicht; sie konnte sich noch freier entfalten und wuchs mit amerikanischem Tempo.

Erste kommunale Straßenbahn

Als die ersten Vorbereitungen für die 50-Jahr-Feier im Jahr 1912 getroffen wurden, lebten in dem inzwischen durch Eingemeindungen um den Südtteil von Buschhausen (mit dem Schloß, das Oberhausen den Namen gegeben hatte) sowie um Alstaden und Teile von Styrum und Dümpfen erweiterten Stadtgebiet 92000 Menschen. Die Eingemeindung des westlichen Teils von Borbeck, durch die Oberhausen 1915 Großstadt wurde, war bereits im Gespräch. Seit 1896 ratterte die erste kommunale Straßenbahn Deutschlands durch die teilweise engen, noch schlecht gepflasterten Straßen der Stadt bis nach Sterkrade und seit 1900 bis Osterfeld, ein Straßenbahnnetz, das knapp drei Jahrzehnte später den Oberhausenern ein wichtiges Argument für den Anschluß der beiden nördlichen Nachbarstädte und die Bildung von Groß-Oberhausen lieferte.

Das unter Bürgermeister Schwartz erbaute Rathaus auf dem Galgenberg war zwei Jahre vor Ausbruch des ersten Weltkrieges längst

zu klein geworden, die Verwaltung auf fünf Stellen verteilt. Der aus einem 1910 von der Stadt ausgeschriebenen Architektenwettbewerb als Gewinner hervorgegangene Bau-professor Friedrich Pützer von der Technischen Hochschule Darmstadt feilte an seinem Rathaus-Neubauentwurf, dessen Ausführung durch den Ausbruch des ersten Weltkrieges verhindert wurde. Aus alle Nähten platzte auch der aus dem Dreikaiserjahr 1888 stammende Zentralbahnhof, der sich inzwischen zu einem der wichtigsten Umsteigebahnhöfe Westdeutschlands entwickelt hatte. Auch ein neuer Bahnhof befand sich in der Planung, der Baubeginn ließ aber noch bis 1929 und damit zwei Jahre länger als der des neuen Rathauses auf sich warten.

In dieser wichtigen Entwicklungsphase der Stadt amtierte seit 1906 der 1867 als Sohn des Barmer Bürgermeisters geborene Berthold Otto Havenstein als Stadtoberhaupt auf dem Galgenberg. In seiner langen Amtszeit (bis 1930) hat der tatkräftige Verwaltungsjurist in der Stadtgeschichte eine entscheidende Rolle gespielt, auf die noch einzugehen ist.

Mit Rücksicht auf den Terminkalender des in Koblenz residierenden Oberpräsidenten der preußischen Rheinprovinz, Freiherr von Rheinbaben, fand die offizielle Veranstaltung zum 50jährigen Bestehen Oberhausens nicht am eigentlichen Jubiläumstag, sondern erst am 4. Februar 1912 statt: ein Festessen für 200 geladene Gäste im festlich geschmückten Saal des (im zweiten Weltkrieg durch Bomben zerstörten) Kaisergarten-Restaurant. Vorher hatte Oberbürgermeister Havenstein den hohen Gast aus Koblenz sowie den Düsseldorfer Regierungspräsidenten Dr. Kruse in einem offenen Automobil kreuz und quer durch die sich mächtig regende Stadt kutschieren lassen. Der adeli-

ge Oberpräsident war anderthalb Jahrzehnte lang nicht in der jungen Stadt gewesen und zeigte sich tief beeindruckt von dem, was sich inzwischen in Oberhausen getan hatte. Er äußerte jedoch seine Enttäuschung darüber, noch den alten Bahnhof vorgefunden zu haben: „Man hat den Eindruck, daß die Stadt mit Armen und Beinen aus diesem Eisenbahnwams herausgewachsen ist“. Das neue Rathaus konnte er wenigstens im Entwurf auf dem Papier bewundern.

Sparsame Verwaltung

Als Beweis für die damals starke Position der Großindustrie auch im öffentlichen, kommunalen Leben der Stadt ist die Tatsache zu werten, daß nicht der Oberbürgermeister, sondern der Generaldirektor der Gutehoffnungshütte, Kommerzien-



Berthold Otto Havenstein

rat Paul Reusch, auf der Jubiläumsfeier die Begrüßungsansprache hielt. „Kohle und Eisen waren die Pfeiler, auf denen die Stadt vor 50 Jahren aufgebaut wurde, Kohle und Eisen werden noch Jahrhunderte das Fundament der Stadt bleiben“, meinte Reusch. Seine Zuhörer und er konnten nicht ahnen, daß dieses Fundament noch in diesem Jahrhundert brüchig werden würde. Ein

dickes Lob sprach der GHH-Boß der sparsamen Verwaltung aus: Oberhausen galt damals als die Stadt mit der geringsten Schuldenlast pro Kopf der Bevölkerung. Havenstein charakterisierte in seiner Festansprache Oberhausens ersten Bürgermeister Schwartz als einen alten Soldaten, der sein Amt „fast ein Menschenalter hindurch in strammer Zucht und in patriotischem Geist geführt hat“.

Die erste für Reisende bestimmte ausführliche Beschreibung der jungen Industriegroßstadt findet sich in der „Niederrhein“-Ausgabe von Griebens Reiseführer aus dem Jahr 1922. Vier Jahre nach dem Ende des ersten Weltkrieges kam der Fremde in eine städtebaulich im Umbruch befindliche Stadt. Die häßlichen Fabrikgebäude vor dem Bahnhof verschwanden nach und nach und machten endlich Platz für eine das Stadtbild verbessernde Sanierung. Aber noch steckte die bauliche Neuordnung in den Kinderschuhen, das Oberhausen von 1922 gab am Bahnhof keine gute Visitenkarte ab. Das entschuldigte der Reiseführer mit dem Hinweis darauf, daß auf dem Industrieplatz (Friedensplatz) „noch vor 20 Jahren Eisenwerkstätten standen“: die schon erwähnte Styruer Eisenindustrie, die in der Amtszeit von Bürgermeister Schwartz bis zu 700 Arbeiter beschäftigt, 1902 aber ihren Betrieb eingestellt hatte. Der „Grieben“ bitet den Reisenden um Verständnis: „Das läßt den Eindruck des Unfertigen verstehen, den noch heute dieses Stadtzentrum macht“.

Als Sehenswürdigkeiten nennt der Reiseführer von 1922 am Industrieplatz u. a. den „würdigen Bau des Amtsgerichts“ und den Neubau der Reichsbank (heute Landeszentralbank). Ansonsten wies damals die Gegend am heutigen Friedensplatz noch viele Baulücken auf. Es bestand die Absicht, „daß als Monumentalbau das künftige Stadtthea-



Oberhausen im Umbruch: In den 20er Jahren erhielt der Bahnhofsvorplatz ein großstädtisches Aussehen (oberes Bild). Die Aufnahme entstand kurz vor Beginn der Arbeiten für den neuen Bahnhof nach jahrzehntelanger Planung im Jahr 1929. Die kreuz und quer durch das Stadtgebiet führenden Bahnsirecken behinderten stark die städtebauliche Entwicklung Oberhausens. So bildete der Damm der Rolandbahn eine Barriere zwischen dem Rathausviertel und der Stadtmitte.



ter die einzigartige Anlage krönen soll“ (Grieben), während das Haus am damaligen Hindenburgplatz (vorher Neumarkt, jetzt Ebertplatz) dem Fremden als „vorläufiges Stadttheater“ vorgestellt wurde. Wo der „Monumentalbau“ geplant war, befindet sich heute das Europahaus.

Mächtiger Sprung nach vorn

Der „Grieben“ von 1922 gibt die Oberhausener Einwohnerzahl mit 110 000 an. Nur acht Jahre später näherte sich diese Zahl der 200 000-Grenze. Dieser mächtige Sprung nach vorn war das Resultat der

Preussische Gesetzsammlung

1929 | Ausgabe in Berlin, den 21. Juli 1929 | Nr. 21

Die in dem Gesetz über die Zusammenfassung der Stadtgebiete Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld zu einer Stadtgemeinde und einem Stadtkreis „Oberhausen“ enthaltenen Bestimmungen sind in dem Gesetz über die Zusammenfassung der Stadtgebiete Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld zu einer Stadtgemeinde und einem Stadtkreis „Oberhausen“ enthalten.

Die in dem Gesetz über die Zusammenfassung der Stadtgebiete Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld zu einer Stadtgemeinde und einem Stadtkreis „Oberhausen“ enthaltenen Bestimmungen sind in dem Gesetz über die Zusammenfassung der Stadtgebiete Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld zu einer Stadtgemeinde und einem Stadtkreis „Oberhausen“ enthalten.

Veröffentlichung:
1929

Abschnitt IX:

Stadtgemeinde Oberhausen. § 24.

- (1) Die Stadtgemeinden und Stadtkreise Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld werden zu einer Stadtgemeinde und einem Stadtkreis „Oberhausen“ zusammengeschlossen.
- (2) Zwischen der Stadtgemeinde und dem Stadtkreis Oberhausen und der Stadtgemeinde und dem Stadtkreis Vottrop findet eine Grenzberichtigung gemäß der Grenzbeschreibung der Anlage A dieses Gesetzes unter XVII statt.

Ein für die Stadtentwicklung wichtiges Dokument: Die Bekanntgabe des Zusammenschlusses der Stadtkreise Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld zu einem Stadtkreis „Oberhausen“ im Preussischen Gesetzblatt.

großen Gebietsreform von 1929. Zusammen mit seinem starken Verbündeten aus der Großindustrie, GHH-Generaldirektor Paul Reusch, hatte Oberbürgermeister Havenstein gegen den hartnäckigen Widerstand der Sterkrader die Groß-Oberhausener Lösung betrieben: den Zusammenschluß der



Auf die Straße gingen 1929 die Sterkrader, um gegen den von dem Oberhausener Bürgermeister Havenstein zusammen mit GHH-Generaldirektor Paul Reusch betriebenen Anschluß ihrer Stadt an Oberhausen zu protestieren. Das historische Foto zeigt eine Demonstration auf der Steinbrinkstraße in Höhe des Großen Marktes. Foto: Archiv Teriet

nicht nur durch das Oberhausener Straßenbahnnetz, sondern auch durch die verschiedenen Betriebe und Abteilungen der Gutehoffnungshütte wie durch eine Klammer zusammengehaltenen Stadtkreise Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld zur GHH-Stadt Groß-Oberhausen. Man kann es als tragisch bezeichnen, daß dieser verdienstvolle Kommunalpolitiker, dem Oberhausen auch das neue Rathaus zu verdanken hat (ausgeführt wurde der gegenüber dem ersten Plan großzügigere, städtebaulich noch wirkungsvollere Entwurf des Stadtarchitekten und ehemaligen Pützer-Mitarbeiters Ludwig Freitag) den Erfolg seines Wirkens nicht auskosten konnte. Denn nicht Havenstein zog 1930 als erster Oberbürgermeister der Gesamtstadt in den Neubau auf dem Galgenberg ein, sondern ausgerechnet sein ärgster Widersacher in den Auseinandersetzungen um die Neuordnung, der bisherige Sterkrader Oberbür-

germeister Dr. Wilhelm Heuser, der sich mit Händen und Füßen gegen den Anschluß von Sterkrade an Oberhausen gewehrt hatte. Die



Dr. Wilhelm Heuser

spektakulären Umstände der Wahl von Dr. Heuser zum ersten Stadt- oberhaupt von Groß-Oberhausen

sind im Jahrbuch '84 ausführlich geschildert.

Das finsterste Kapitel der Stadtgeschichte begann, als 1933 auch auf dem Rathausurm die Hakenkreuzfahne gehißt wurde und die braunen Machthaber alle aufrechten Demokraten aus Rat und Verwaltung aus dem Rathaus wiesen. Der Zentrumsmann Dr. Heuser gehörte nicht zu diesen ersten Opfern der „Säuberung“ des Rathauses von „unzuverlässigen Elementen“. Er arrangierte sich mit den Nazis und war noch im Amt, als Oberhausen 1937 sein 75 jähriges Bestehen feierte. Es half Heuser aber nichts, daß er in seinem Anfang 1937 geschriebenen Vorwort zum Heimatbuch „75 Jahre Oberhausen“ Worte des Dankes und der Anerkennung für „unseren Führer Adolf Hitler“ fand und in der Festsitzung im großen Sitzungssaal des Rathauses am 1. Februar vorschlug, ein Huldigungsschreiben an den Führer und Oberhausener Ehrenbürger zu schicken. Im hinteren Teil des mit einjähriger Verspätung Anfang 1938 erschienenen Heimatbuches ist als „Das heutige Stadtoberhaupt von Oberhausen“ Wilhelm Gelberg in der Uniform des SA-Standartenführers abgebildet, ein Oberbürgermeister, der den „neuen Geist“ im Rathaus verkörperte.

Im großen Dienstanzug

Über den Verlauf der Festsitzung lasen die Oberhausener in der Zeitung, daß die (vom Oberbürgermeister auf Vorschlag des Kreisleiters ernannten) Ratsherrn „zum überwiegenden Teil im großen Dienstanzug erschienen“ waren, womit die braune Uniform gemeint war. Der noch aus der alten preußischen Beamenschule hervorgegangene Dr. Heuser sprach in bemerkenswerter Offenheit schwierige kommunalpolitische Fragen an, die bis heute nichts an Aktualität verloren haben. Seine Hoffnung, der Festversammlung am Jubiläumstag gewis-

sermaßen als Geburtstagsgeschenk einen ausgeglichenen Haushaltsplan ankündigen zu können, habe sich leider nicht erfüllt. Die besonderen Probleme Oberhausens, seine soziale Struktur und das Fehlen einer Mittelindustrie, hätte sich als zu groß erwiesen. Man müsse deshalb vorläufig auf eigene schöpferische kommunalpolitische Arbeit verzichten und dem Grundsatz treu bleiben, keine Ausgaben ohne Deckung vorzunehmen. Aus diesem Grund habe man von einer großen Feier Abstand genommen. Ähnliches wird man sicherlich auch zum 125jährigen Bestehen Oberhausens 1987 zu hören bekommen.

Der starke Mann im Oberhausen des Dritten Reiches war als „Hoheitsträger“ des Systems Kreisleiter Stiegler, der in seiner Rede auf der Festsitzung laut Pressebericht an die Verhältnisse vor 1933 und daran erinnerte, „daß damals verantwortungslose Parlamentarier sich austoben konnten“. In der Liebe und Treue zum Führer Adolf Hitler, so der Kreisleiter, lasse sich Oberhausen von niemandem übertreffen.

Für diese „Liebe und Treue“ mußte auch Oberhausen bitter büßen: mit 2 200 Todesopfern des Bombenkrieges, 4818 gefallenen Wehrmachtangehörigen, mit 1,3 Millionen m³ Trümmerschutt, 23 500 zerstörten Wohnungen. Nicht zu vergessen die Opfer des Naziterrors, die ihr Leben wegen ihrer aufrechten Haltung oder wegen ihres Glaubens lassen, Verfolgungen erleiden mußten. Stellvertretend für alle Oberhausener Terroropfer sei hier Hermann Albertz, der Vater von Luise Albertz genannt.

Am 11. April 1945 war die Nazi-Herrschaft auch in Alt-Oberhausen vorbei, nachdem die Amerikaner bereits Ende März das Stadtgebiet nördlich der Kanallinie besetzt hatten. Schon bald regte sich in den Trümmern der aus tausend Wunden blutenden Stadt neues Leben, die

Oberhausener krepelten die Ärmel hoch und machten sich an die Aufbauarbeiten. Die Erfolge waren zunächst sehr bescheiden, denn der Mangel auf allen Gebieten bestimmte in den ersten Nachkriegsjahren das Leben in der unter den Kriegsfolgen schwer leidenden Stadt, in die außer den aus der Evakuierung Heimkehrenden auch noch Tausende von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen strömten.

Folgende Bekanntmachung im Amtsblatt der Stadtverwaltung vom 21. September 1945 wirft ein Schlaglicht auf die damalige Notlage: „Die Bevölkerung muß sich darauf einstellen, daß sie in diesem Winter zum Kochen und Heizen weitgehend Kohle durch Brennholz ersetzen muß. Jeder Haushalt, der keinen Kohlebestand hat, muß sich deshalb mit Brennholz versorgen. Die Stadtverwaltung wird Aufräumtruppen einsetzen, die das in den Trümmern liegende Holz bergen. Weitere Brennholzmengen werden aus den örtlichen Waldungen bereitgestellt werden. Es besteht die Möglichkeit, auf Grund von Erlaubnisscheinen, welche die örtliche Revierförsterei ausstellt, Raff- und Leseholz zu sammeln.“

„Moralische Entartung“

Im Vorwort zum Verwaltungsbericht 1947 stellt Oberstadtdirektor Georg Kaeßler fest, das Berichtsjahr sei im gleichen Maße wie das Vorjahr ein Notjahr gewesen. Wörtlich: „Unzureichende Ernährung, kärgliche Versorgung mit Ge- und Verbrauchsgütern, unwürdige Wohnverhältnisse, unzulängliche Heizung und Beleuchtung, Geldüberhang, moralische Entartung, körperliche Entkräftung, seelische Depressionen und politische Ausweglosigkeit gaben ihm das Gepräge. Dazu kam die besondere materielle und seelische Not der Flüchtlinge, Kriegsoffer, der Ausgebombten, der alten Leute und der Jugend.“ Um die möglichst gerechte

Verteilung des Mangels und die Linderung der Not bemühte sich in den sogenannten Kriegsfolgeämtern ein Verwaltungsapparat, der ein Drittel des Rathauspersonals erforderte. Die Instandsetzung der im Bombenkrieg beschädigten Wohnungen, Dienstgebäude und Betriebseinrichtungen kam nur schleppend voran, weil es an Baustoffen und Arbeitskräften fehlte.

Die Lage einige Monate vor der Währungsreform von 1948 schilderte Kaeßler mit dem Satz: „Schwarzer und grauer Markt, Kompensationsgeschäfte, Feierschichten in Verbindung mit Hamsterfahrten, Hortung von Sachwerten und Mißachtung der Rationalisierungsbestimmungen waren die typischen Formen eines Taumels, dem zuletzt alle Volksschichten verfallen waren.“

Diese schlimme Zeit – der schwierige kommunalpolitische Neuanfang nach dem Ende des Dritten Reiches ist in den Jahrbüchern '84 und '85 geschildert – war schon Stadtgeschichte, als Oberhausen am 1. Februar 1962 unter dem Motto „Hundert Jahre jung“ diesen „runden“ Geburtstag feierte. Das optimistisch-selbstbewußt klingende, jugendlichen Elan signalisierende Festmotto war gerechtfertigt, denn das junggebliebene Geburtstagskind hatte zu diesem Zeitpunkt den Scheitelpunkt seiner Entwicklung erreicht. Die Einwohnerzahl war auf 260 000 geklettert. Die Planer in der inzwischen um den auf den Fundamenten des durch Bomben zerstörten ersten Rathauses entstandenen Neubautrakts erweiterten Verwaltungsbürg auf dem Galgenberg schmiedeten hochfliegende Bauungspläne für ein Oberhausen mit 300 000 Einwohnern. Mit dem Bau des Oberhausener Kreuzes im Sterkrader Wald, dem „Tor nach Holland“, war das „Kind der Eisenbahn“ auch noch eine Autobahnstadt geworden, ein wichtiger Kno-

tenpunkt im europäischen Fernstraßennetz (in den 70er Jahren kam als weitere Autobahn der Emscherschnellweg hinzu).

Für die unvergessene Luise Albertz war es sicherlich eine ihrer schönsten Pflichten in ihrer fast 25jährigen Amtszeit als Oberbürgermeister, zum „Hundertjährigen“ die denkwürdige Festsitzung des Rates zu leiten, an der außer den 48 Stadtverordneten und der Verwaltungsspitze zahlreiche Ehrengäste teilnahmen. Ihre Empfindung brachte Luise Albertz auch äußer-

sene, von Luise Albertz in der Festsitzung bekanntgegebene Elly-Heuss-Knapp-Jahrhundertstiftung.

Ausdruck des Bürgerstolzes und der vor 25 Jahren herrschenden optimistischen Stimmung im kommunalpolitischen Leben unserer Stadt waren auch die vom Rat in der Festsitzung beschlossene Satzung über die Stiftung des Ehrenringes und der Glückauf-Medaille und vor allem das Geburtstagsgeschenk für die Oberhausener Bürger: die Stadthalle, die heute den Namen der am 1. Februar 1979 gestorbenen Luise

Schaffung eines kulturellen und gesellschaftlichen Mittelpunktes gefordert.

Mit dem repräsentativen, nach Plänen der Architekten Stumpf und Voigtländer entstandenen Saalbau wurde zudem in dem Gebiet zwischen Hauptbahnhof und Rathaus ein städtebaulich wirkungsvoller Akzent gesetzt. Heutige Reiseführerautorenen brauchen sich keine Entschuldigung mehr für den ersten Eindruck einfallen zu lassen, den Fremde beim Verlassen des Bahnhofs von Oberhausen gewinnen. In



Luise Albertz bei der Festsitzung des Rates zur Hundertjahrfeier am 1. Februar 1962.

lich zum Ausdruck: Sie trug an diesem Festtag erstmalig die Amtskette. Glückwunschschriften trafen im Rathaus u. a. vom damaligen Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer und von Prof. Theodor Heuss ein. Der erste Präsident der Bundesrepublik Deutschland bedankte sich für die ein Jahr zuvor beschlos-



„Die Kontrapunkte sind eindrucksvoll“; Rathaus und die vor 25 Jahren eröffnete Luise-Albertz-Halle. Hinter der Halle die Neubauten im Sanierungsgebiet City-Ost 1.

Albertz trägt. Oberhausens „gute Stube“ wurde am 1. September 1962 mit einer Festwoche eingeweiht.

Festkleid für Aschenbrödel

Mit dem Bau der Stadthalle ging ein Traum zweier Generationen in Erfüllung: Schon vor dem ersten Weltkrieg hatten der Verkehrsverein und andere Bürgergruppen die

der offiziellen Feier zur Stadthalleneröffnung begeisterte sich Stadtbaurat Werner Paulat: „Wohl einmalig im Kreis der Städte des Reviers erstreckt sich ein freundliches, gepflegtes Grün, nur wenige Schritte vom Hauptbahnhof entfernt, vorbei an den Bauten unserer Zeit, bis zum Galgenberg. Die Kontrapunkte

sind eindrucksvoll: Dort das Rathaus als Ort der Beratung und der Arbeit am Gemeinwohl, hier die Stadthalle als Ort des gemeinsamen Erlebens.“ Der damalige Chef der Bauverwaltung schmückte seine Rede mit anschaulichen Formulierungen: „Das Aschenbrödel Oberhausen hat das unansehnliche ärmliche Kleid abgelegt, es hat neben dem Arbeitsanzug für den Alltag auch das Festkleid zur Hand“.

Aber noch beeinträchtigten gleich hinter dem „Festkleid“ die Bausünden der Väter aus der wilden Indu-



Das ärmliche Kleid abgelegt: Luise Albertz, Oberstadtdirektor Dr. Peterssen (2. v. l.) und die Architekten und städtischen Bauleiter bei der Schlüsselübergabe zur Stadthalleröffnung.

strialisierungsphase das Bild in diesem Vorzeige-Stadtviertel. Im Bereich Danziger und Mülheimer Straße räumten dann die Stadtplaner in den 70er Jahren gründlich auf (Sanierungsmaßnahmen City-Ost I und II). Das Grillo-Werk und der Bus-Betriebsbahnhof der Stadtwerke verschwanden und machten schmucken, in Grün gebetteten Wohnbauten Platz. Die Verwirklichung des Rathaus-Erweiterungsprojektes an der Düppelstraße scheiterte jedoch an der Finanzierung.

Diese positive städtebauliche Entwicklung – zu nennen sind auch die City-West und als jüngstes Beispiel die Sanierungsmaßnahmen Südmarkt, Alstaden-Süd und Kleiner Markt Sterkrade (noch unvollendet) – galt leider nicht für die Gesamtentwicklung der Stadt. Die

Festfreude beim „Hundertjährigen“ war kaum verrauscht, als sich in der Oberhausener Wirtschaft die Wende zu einem negativen Trend abzeichnete. Erstes Alarmsignal war die Concordia-Tragödie. Auf dem Höhepunkt der Kohlenkrise zogen am 20. Mai 1967 die Kumpel der beiden Concordia-Schachtanlagen mit schwarzen Fahnen zum Altmarkt, um gegen die beschlossene Stilllegung und damit gegen die Vernichtung ihrer Arbeitsplätze zu demonstrieren. Aber noch hatte Oberhausen genügend Kraft, um die Auswir-

Mitten in ihren Bemühungen, durch die Ansiedlung neuer Betriebe die wirtschaftliche Basis der Stadt zu verbessern, wurden die städtischen Wirtschaftsförderer von der nächsten Strukturkrise eingeholt, der Stahlkrise. Die Folgen der schon von Oberbürgermeister Dr. Heuser beim 75jährigen Bestehen Oberhausens beklagten einseitigen Wirtschaftsstruktur trafen die Stadt mit voller Wucht. Im Bergbau und in der Stahlerzeugung, den beiden Wirtschaftszweigen, die ein Jahrhundert lang das Fundament



Acht Bürgermeister von Orten, die ebenfalls Oberhausen heißen, waren im Jubiläumsjahr 1962 Gäste von Luise Albertz.

kungen des Zechensterbens in den Griff zu bekommen, aus der Not eine Tugend zu machen: Auf dem vom Bergbau geräumten Gelände „hinter“ dem Bahnhof entstand der neue Stadtteil City-West, auf dem an der Buschhausener Straße ein modernes Gewerbegebiet. Dem Zechensterben fielen auch die Anlagen Alstaden und Jacobi zum Opfer. Seit 1974 weist der Oberhausener Bergbau nur noch eine fördernde Schachtanlage auf: das Bergwerk Osterfeld, in dessen Zukunftssicherung in 15 Jahren eine halbe Milliarde Mark investiert wurde. (Siehe Jahrbuch '86).

der Oberhausener Wirtschaft gebildet hatten, gingen in zwei Jahrzehnten 23 250 Arbeitsplätze verloren. Im Zuge des Schrumpfungsprozesses in der Stahlindustrie wurde Thyssen Niederrhein am 1. Oktober 1986 zu einer Betriebsabteilung der Thyssen Stahl AG, Duisburg, „degradiert“.

Ein Prestigeverlust

Auch die stahlverarbeitende Industrie mußte als Folge der allgemeinen Wirtschaftslaute kräftig Federn lassen, ihre Belegschaften erheblich reduzieren. In den Industriebranchen an der Mülheimer und Essener Straße sowie an der oberen



Der Rückzug der MAN/GHH aus dem Sterkrader Stadtkern hat an der oberen Bahnhofstraße und an der Holtener Straße (am oberen Rand des Luftbildes) eine Industriebrache hinterlassen.

Bahnhofstraße wird diese Entwicklung im Stadtbild sichtbar. Die mit der Geschichte der „Wiege der Ruhrindustrie“ eng verbundene

GHH-Gruppe sah sich zu drastischen Rationalisierungsmaßnahmen, zu einer Neugliederung des bis dahin recht schwerfälligen Konzernapparates gezwungen, um sich auf dem Weltmarkt gegen die starke ausländische Konkurrenz weiter behaupten zu können. Die 1986 er-

folgte Verlegung des Konzernsitzes nach München bedeutete für Oberhausen einen empfindlichen Prestigeverlust, die GHH-Hauptversammlungen in der Luise-Albertz-Halle gehören der Vergangenheit an. Unter diesen widrigen Umständen ist es als Erfolg zu werten, daß die im Zuge des Umbaus der Gruppe gegründete Konzerngesellschaft MAN Gutehoffnungshütte mit ihren Werken Sterkrade (mit Blexen), Nürnberg und Gustavsburg für Oberhausen „gerettet“ werden konnte. Und es ist ein Trost, daß mit Babcock ein ebenfalls weltweit operierender, vor allem in der Umwelttechnik erfolgreicher Konzern die Fahne der Oberhausener Großindustrie hochhält.

Aber Trost hin, Trost her, als diese Zeilen geschrieben wurden, war Oberhausens Einwohnerzahl auf unter 225 000 abgesackt – mit weiterhin fallender Tendenz. Verminderte Steuereinnahmen auf der einen, ständig steigende Soziallasten als Folge der hohen Dauerarbeitslosigkeit auf der anderen Seite haben die Stadt in eine schwere Finanzkrise gestürzt, eine Krise, die den Spielraum für kommunalpolitische Aktivitäten zum Kummer unserer Lokalpolitiker bedenklich einengt. Die Kassen sind leer, die finanziellen Reserven verbraucht.

So schleppt Oberhausen ein dickes Sorgenpaket in das 125. Jahr seines Bestehens. Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond kann dem Jubiläum nicht so unbefangen und erwartungsfroh entgegensehen wie seine Vorgängerin Luise Albertz vor 25 Jahren. Dennoch: Die Oberhausener sollten sich die Festfreude nicht verderben lassen. Die Bürger sollten das bevorstehende Jubiläum der Stadt, in der es sich allen Problemen zum Trotz leben läßt, zünftig feiern. Die bisherigen Erfolge in der Wirtschaftsförderung lassen hoffen, daß die Lichter in unserer Stadt nicht ausgehen.

[BIG LIFT]

von
Michael Petrykowski



Das Einfahrtsignal vor den großen Flügeltoren zeigt grün. Noch einige Male dröhnen und rattern die bulligen Dieselmotoren der „Rheintank 28“, dann ist der „Pott im Kasten“: Schiffsführer Rolf Prieb, Angestellter der Stinnes-Reederei, hat soeben das 95 Meter lange und fast 10 Meter breite Tankschiff mit 1589 Tonnen Ladekapazität in die Nordkammer der Schleuse Oberhausen hineinmanövriert. Dabei war Vorsicht geboten, mit ruhiger Hand bediente der Kapitän Ruderanlage und Maschinentelegraph. Präzision war Trumpf, zuerst langsame Fahrt voraus und gefühlsvolles Spiel mit der Motorenkraft. Dann springt das Signal um auf Rot, die Tore schließen sich, nichts geht mehr für nachfolgende Schiffe. Der Schaltwärter im zentralen Steuerstand überzeugt sich noch einmal, ob das Schiff innerhalb der nutzbaren Kammerlänge liegt, ob es sicher an den Pollern festgemacht wurde und ob die Schrauben abgestellt wurden. Jetzt

leitet er per Knopfdruck die Bergschleusung ein, und von da an geht alles automatisch. Das Wasser schießt durch einen Füllspalt in die Kammer, langsam, aber sicher, wie von Geisterhand gehoben, klettert die „Rheintank“ an den Kammerwänden empor und erreicht so schließlich den neuen Wasserspiegel. Per Monitor werden die Vorgänge in der Schleusenammer überwacht.



Wieder beachtet Rolf Prieb das Lichtzeichen, diesmal in Richtung Ausfahrt. Grün: Das Tor wird geöffnet, der 750-PS-Diesel setzt die Wellen in Bewegung, verwandelt die 9560 Kubikmeter Wasser in der Kammer in einen aufgewühlten Strudel. Alle Leinen los, und weiter geht die Fahrt, vier Meter und zehn Zentimeter höher als zuvor. Ein Blick auf die Uhr: Seit Beginn der Schleusen-Zeremonie sind kaum fünfzehn Minuten vergangen.

Ja, Schnelligkeit und „Komfort“ zeichnen die Schleuse Oberhausen aus, die als zweite Schleusengruppe auf dem Rhein-Herne-Kanal etwa 5,6 Kilometer vom „Vater Rhein“ entfernt liegt. Der Abschnitt bis zur nächsten Schleuse in Gelsenkirchen ist übrigens mit 17,5 Kilometern der längste, hafenreichste (15) und umschlagstärkste (6,9 Mio. Tonnen im Jahre 1983) auf dieser für das Ruhrgebiet so bedeutenden Wasserstraße. Und die Schleuse Oberhausen ist in ihrer heutigen

Ausstattung noch gar nicht einmal so alt. Erst im Jahre 1977 wurde mit dem Bau der neuen Schleusenammern in Lirich begonnen, da die alte Anlage – 1914 zeitgleich mit dem Bau des Rhein-Herne-Kanalbettes entstanden – in der Substanz und wegen der geringen Ausmaße nicht mehr den neuzeitlichen Ansprüchen Genüge tat. Rund zwei Jahre später konnte die sogenannte Südkammer dann in Betrieb genommen werden, konzipiert nach den Abmessungen großer Schubverbände (Europa 2-Leichter). Erst vor zwei Jahren wurde auch die Nordkammer für den Schiffsverkehr fertiggestellt, auch sie ist 160 Meter lang und zwölf Meter breit. Das „Nadelöhr“ Oberhausen gehörte damit endgültig

aus unserer Region treten die Lastschiffe dann die Rück- oder Weiterfahrt an, Ziele sind in- und ausländische Häfen. So werden in der Hauptsache Mineralölprodukte, aber auch Baustoffe, Kohle oder Eisen und Stahl befördert.

Dies macht deutlich, wie wichtig die Binnenschifffahrt auf dem Rhein-Herne-Kanal, eine „Schlagader des Ruhrgebiets“, auch heute noch ist. Apropos Kanal: Seinen Ursprung findet diese Art des Wasserstraßenbaus in Preußen, etwa in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts; gewachsen aus dem Wunsch heraus, die süd-nord gerichteten Flüsse durch west-ost gerichtete Kanäle zu einem Netz zu verknüpfen, damit der Güteraus-

tausch politischen Auseinandersetzungen wurde im Jahre 1908 mit dem Bau begonnen, sechs Jahre später, kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges, befuhr der erste Kahn die neue Schifffahrtsstraße. Im Zweiten Weltkrieg fungierte der Kanal dann als letzte Widerstandslinie nördlich des Ruhrgebiets. Oberhausen lag zu jener Zeit, als die deutsche Armee zusammenbrach, für rund zwei bis drei Wochen zwischen den Fronten.

45,5 Kilometer ist der Kanal lang, hat heute sechs Gefällestufen (früher sieben) für einen Höhenunterschied von rund 37 Metern und verbindet den Dortmund-Ems-Kanal ab Herne mit dem Rhein. Nur noch sechs Stufen, weil die alte Schleuse III in Dellwig seit vielen Jahren ausgedient hat. Das Gefälle hatte sich durch Bergsenkungen in einem fast natürlichen Prozeß verringert und die Kammern waren für den modernen Schiffsverkehr ohnehin zu eng geworden. Eine weitere bauliche Angleichung an den Wasserspiegel auf Oberhausener Gebiet machte „Dellwig“ überflüssig. Diese Maßnahme sowie der Neubau der Schleuse Oberhausen trugen demnach mit dazu bei, den Kanal auf ein „europäisches“ Niveau zu bringen.

Europäisch ist er im wahrsten Sinne des Wortes, bestätigt Gerhard Pospiech, der just mit dem Start der Neubauarbeiten in Lirich die Leitung der Schleuse Oberhausen übernahm. Schiffsflaggen aus vielen Ländern unseres Kontinents wehen ihm und seinen acht Mitarbeitern Tag für Tag entgegen, die insbesondere von Niederländern, Schweizern und Belgiern künden. Mit 57 Prozent halten natürlich die einheimischen Schiffe nach wie vor die Spitzenposition unter den Benutzern der Wasserstraße. „Ja, und mit den Ausländern gibt's schon mal das berühmte kleine Verständigungsproblemchen“, berichtet Pospiech lächelnd, „denn was der eine



Auf dem Kanal – langsame Fahrt voraus.

tig der Vergangenheit an. Etwa 67 Millionen Mark hat der Bau dieser hochmodernen Schleusenanlage verschlungen, die schon Anfang der 70er Jahre auf dem Reißbrett entstanden war.

Heute nehmen weit mehr als 100 Schiffe täglich die Berg- oder Tal-schleusung auf Oberhausener Gebiet in Anspruch. Diese haben im Jahr über 16 Millionen Tonnen wertvoller Güter an Bord, um damit die Städte des Ruhrgebiets zu versorgen. Mit typischen Produkten

tausch großräumiger und besser florieren konnte. Zu jener Zeit war es ein außerordentlich schwieriges und zeitraubendes Unterfangen, solch einen Kanalbau politisch durchzusetzen. Die eigentliche Ausführung war und ist dagegen das reinste Kinderspiel. Als schließlich im Jahre 1886 die Pläne für den späteren Dortmund-Ems-Kanal vom preußischen Landtag angenommen wurden, war es nur noch eine Frage der Zeit, bis die Verbindung zum Rhein geschaffen wurde. Nach zä-



Eine hochmoderne Anlage: Die Schleuse Oberhausen in Lirich.

im Ruderhaus denkt, meint der andere im Schleusen-Steuerstand noch lange nicht. Meistens klappt's aber doch irgendwie und der Schleusenvorgang kann seinen gewohnten Lauf nehmen.“ Insgesamt betrachtet, ist für ihn und seine Kollegen das meiste zur alltäglichen Routine geworden, die hochmoderne Anlage erleichtert eben vieles. Mit Hilfe mehrerer Kameras haben die Schleusenwärter die neuralgi-

schen Punkte rund um die Kammern fest im Blick, Gefahren oder Mißachtung von Vorschriften können so leicht bemerkt werden. Früher war es anders, erzählt der gelernte Wasserbauwerker, da kam es sogar vor, daß sich schon mal ein Käpt'n verschätzte: Das Schiff war eigentlich zu breit für die Schleusen-kammer, es versuchte, trotzdem einzufahren, blieb wie ein Keil zwischen den eisernen Wänden stecken. Mit Schneidbrennern wurde der Schiffsrumpf dann aus der unge-

wollten Umklammerung befreit. Selten, aber wahr.

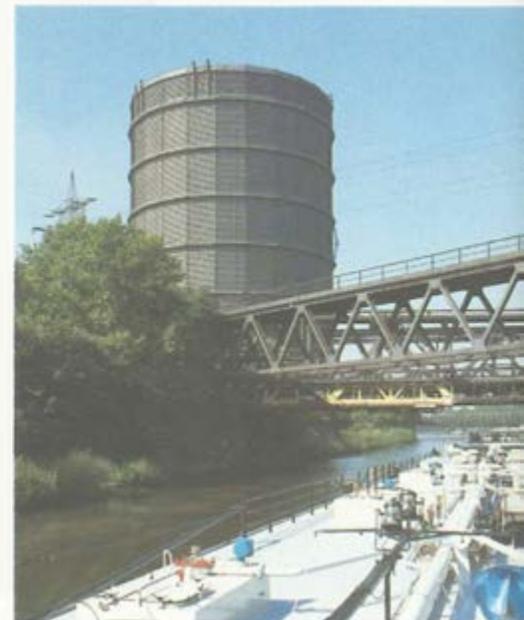
Schwierig wird es auch noch heutzutage bei stürmischem Wetter, wenn die Leerfahrzeuge einfahren wollen. Und muß eine der Kammern nach einer unvorhergesehenen Panne für kurze Zeit stillgelegt werden, dann kommt es wegen der Verzögerung mitunter zu Rangeleien unter den Schifffern, wenn sich die Tore wieder öffnen. Denn gerade auch für die kleinen Schiffseigner lautet die Devise „Zeit ist Geld“; jeder der im Vorhafen Ausharren möchte dann als erster durchgeschleust werden. „Da kommt es vor, daß zwei einfach gleichzeitig auf die Kammer losfahren, weil jeder glaubt, er sei zuerst dagewesen. Und schon müssen wir auch als Schlichter fungieren“, sagt Pospiech.

Schlimme Zeiten hat die Schleusenbesatzung in den beiden Wintern der Jahre '84 und '85 durchmachen müssen. An insgesamt zwölf Tagen war in Lirich für den Schiffsverkehr trotz Eisbrecher absolute Funkstille; da hieß es nur noch abwarten. „Obwohl“, so meint Pospiech, „in Oberhausen die Wassertemperatur durch die Industrie stets ein wenig höher ist als in anderen Abschnitten, so schnell friert hier nichts zu“. Sprudelanlagen an den Toren sorgen außerdem dafür, daß das Wasser ständig in Bewegung bleibt, um bei Absinken des Thermometers in die Minusgrade die wichtigen Mechanismen der Schleuse aufrechtzuerhalten.

Kehren wir für einen Moment zurück zu Schiffsführer Rolf Prieb und seiner „Rheintank“, die gerade eine Bergschleusung hinter sich hat und, von Rotterdam kommend, mit 1200 Tonnen Superbenzin an Bord nach Gelsenkirchen unterwegs ist. In rund 1 1/2 Stunden werden er und seine zwei Köpfe zählende Besatzung das Ziel erreicht haben. Doch in der nächsten halben Stunde tuckert der „Pott“ gemütlich mit Tem-



Mit sicherer Hand steuert Kapitän Prieb (oben rechts) sein Schiff durch Oberhausen. Auf der Fahrt passiert die „Rheintank“ die Müllverbrennungsanlage (oben links), und das RWO-Stadion (links unten), bis sie schließlich den Gasometer (unten rechts) in Richtung Osterfeld erreicht.



po 10 (mehr ist nicht erlaubt) auf der Wasserstraße durch Oberhausener Gebiet. Sehr viel ist von Deck aus gar nicht mal zu sehen, die Ufer sind mit buschigem Grün bepflanzt. Aber immerhin, so manche neue Perspektive von der Stadt tut sich dennoch auf. Kurz nach Verlassen der Schleuse einige flüchtige Eindrücke vom Liricher Friedhof und vom RWO-Stadion, dann erhebt sich auf der anderen Seite mächtig die eindrucksvolle Müllverbren-

nungsanlage. Dort am Ufer haben mehrere Schiffe festgemacht, laden unter anderem die rote Asche der brennenden Halde in Alstaden oder auch Waschbergematerial der Zechen Osterfeld, das vorwiegend nach Holland transportiert und dort für den Deichbau verwendet wird. Weiter geht's, einsame Paddler ziehen ihre Bahnen auf dem Kanal, Angler sitzen bei schönem Wetter an den Böschungen in Lauerstellung. Die Buschhausener Brücke ist unter-

fahren, der Explosivstoff im Rumpf des Schiffes passiert den Rombach-Hafen und den GHH-Schwerguthafen, der allerdings nur noch wenig benutzt wird. Schon hat die „Rheintank“ den hoch emporragenden Gasometer rechts „stehengelassen“ und dringt mit dem Bug nach Osterfeld ein. An Steuerbord das Betonwerk, zuvor kann man vom Backbord-Seitendeck aus noch einige vage Eindrücke von der Kokerei erschauen.



Zeit haben eben auch so manchen lieb gewordenen Brauch bei Schiffen und Schleusenpersonal ausradirt. „Damals an den alten Schleusen, da kam es fast immer vor, daß man einen kleinen Plausch mit dem Partikulier während des Hubvorganges hatte“, meint Gerhard Pospiech nachdenklich, „der Schleusenwärter mußte noch 'raus, um nachzusehen, ob alles in Ordnung war. Kameras und Automatik gab's ja nicht. Da plauderte man dann über dies und jenes, der Kontakt war halt besser“. Und zu jener Zeit befuhren noch weit mehr familieneigene Schiffe die Wasserstraßen, da war ohnehin alles viel persönlicher. Heute geht's bekanntlich rationeller und rationaler zu, die Auswirkungen spüren auch Gerhard Pospiech und seine Kollegen. Seit Juli dieses Jahres sind sie in Wechselschicht Tag und Nacht im Einsatz, mit kurzen Unterbrechungen auch



Kurze Zeit später erreicht Käpt'n Prieb bereits die alte Schleuse Dellwig; wie gesagt, hier haben die Schiffer schon seit Jahren freie Fahrt. Oberhausen liegt nun hinter uns, in Gelsenkirchen steht die nächste Schleusung bevor.

„Mit den Schleusen ist das heute eigentlich gar kein Problem mehr“, meint Käpt'n Prieb, „vor allem auch deshalb, weil es so schnell geht. Früher brauchte man noch gut eine Dreiviertelstunde“, erinnert er sich.

„Jetzt ist in zehn bis zwanzig Minuten alles vorbei.“

Früher, damit meint er die Zeit, als die Kähne noch mit der E-Lok vom Ufer aus in die Kammern geschleppt werden mußten und als ein sogenanntes Bugsierboot im Einsatz war. Das war immer mit viel Lärm und Aufwand verbunden. Heute ist da alles bequemer und ruhiger, auch die Schiffe lassen sich dank der Technik locker-leicht bedienen und manövrieren. Aber die Zeichen der

an den Wochenenden. Denn die Fahrerlaubnis der Schiffer beträgt mittlerweile 16 Stunden an einem Stück, damit die großen Reedereien ihre Kapazitäten besser ausnutzen können. Technik und Fortschritt, wie schön, wie gut. Aber, so mögen bestimmt auch Gerhard Pospiech und Rolf Prieb an manchen Tagen denken: Wer in der Binnenschifffahrt groß geworden ist, der erinnert sich auch gerne an die gute alte Zeit. . . .

WERKSTATT DER ILLUSIONEN

von Michael Schmitz

„Wir spielen immer“, diesen Arthur Schnitzlers Versspil „Paracelus“ entlehnten Titel gab Will Quadflieg seinen Lebenserinnerungen. Einer der größten deutschen Schauspieler, in Oberhausen geboren und aufgewachsen, müßte diese Erkenntnis ganz erheblich einschränken, gäbe es im Hintergrund nicht die vielen unsichtbaren Geister, die diesem „Wir spielen immer“ den kunstvollen Rahmen bauen, die oft wochenlang mit allen möglichen und bisweilen schier unmöglichen Materialien werkeln, um ein Bühnenbild, um die Kulisse fürs Theaterspiel zu schaffen. Sie sonnen sich nicht in der beifallstrunkenen Gunst des Publikums und sind – zu meist – doch mit der gleichen Leidenschaft wie die Akteure auf der Bühne „Leute vom Theater“.

Ein Streifzug durch die Werkstätten des Musentempels an der Ebertstraße vermittelt zuvorderst den Eindruck hektischer Betriebsamkeit. Alles, was heute in Auftrag gegeben wird, muß möglichst gestern fertig sein.

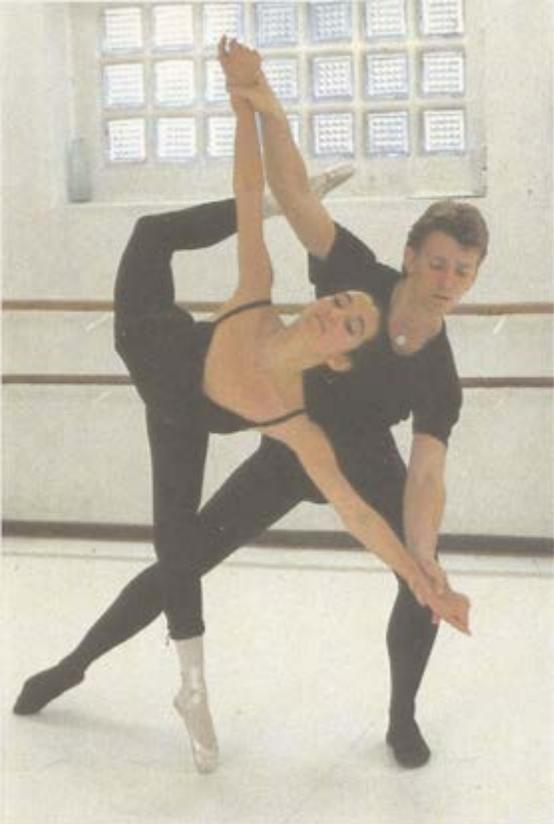
Da ist zum Beispiel Gerd Suppras, die Inkarnation gewissermaßen der Theaterleidenschaft. Er ist zwar nicht der Dienstälteste in den Werkstätten unseres Theaters, an Lebensalter allerdings rangiert er oben. Gerd Suppras ist 65, hätte, da schwerkriegsbeschädigt, schon mit 60 in Rente gehen können, hat jetzt selbst das „normale“ Rentenalter überschritten und dirigiert nach wie vor Tag für Tag den Malersaal, in



dem er seit 1968 arbeitet, den er seit 1981 leitet. Nein, von sich selbst redet er nicht ganz so gern, bloß keine „Suppras-Personality-Show“. Eigentlich habe er Architektur studieren wollen, der Krieg kam dazwischen, schon während der sechsjährigen sowjetischen Kriegsgefangenschaft mußte (oder durfte) er Bühnenbilder und Saaldekorationen malen, aus der Gefangenschaft zurückgekehrt, erlernte er den Beruf

eines Kirchenrestaurators, um dann Ende der Sechziger Jahre ins völlig andere Fach der Theatermalerei zu wechseln.

Inzwischen ist er ein alter Hase, routinierte Theatermaler sind Kostbarkeiten auf dem Arbeitsmarkt. Nicht zuletzt aus diesem Grund hängt die „letzte Station vor der Bühne“ immer wieder ein Jährchen dran, solange die Gesundheit mitmacht.



Beim morgendlichen Training wird der Pas des deux auf die Spitze gebracht.

„Kleider machen Leute“ gilt auch in der Damenschneiderei.

Die Abendmaske verleiht Frisuren und Perücken den letzten Schliff.



Bevor die Theatermaler Farbe in die Kulissen bringen, haben die anderen Werkstätten schon schwerste Filigranarbeit leisten müssen. Und für sie alle gelten Personalknappheit und Tempohetze, Überstunden und häufige Dienste an Samstagen und Sonntagen, gestraffte Etats und gleichzeitig die Erwartung möglichst erlesenen Materiales. Was unser Theater für die Kulissen aller Spielzeitproduktionen aufwenden darf, investiert man an den großen Bühnen hierzulande nicht selten in eine einzige Ausstattung. Daß dennoch das Publikum oft glauben muß, die Werkstätten hier schwim-

sen Rössl“ herab vertonte Liebeserklärungen schmettern, wenn das „tip“-Ensemble den „Vögeln“ gleich in Bäumen nistet oder hochdroben über den Dächern der Welt bei den Göttern der alten Griechen nach dem „Frieden“ sucht, dann reicht es nicht aus, all dieses in abstrakte oder naturalistische Kulissen zu betten, dann muß der Unterbau stimmen, weil nichts zusammenbrechen darf (und weil Intendant Dr. Fritzdieter Gerhards „rot“ sieht, wenn ihm ein gelbes Zettelchen mit Krankmeldung auf den Schreibtisch flattert).

Also braucht das Theater eine eigene Schlosserei, in der man kunst-



men nur so im Überfluß, dieses spricht für den Ideenreichtum, das handwerkliche Geschick, künstlerisches Fingerspitzengefühl und das hohe Engagement des Theatertechnikervolkes.

Denn was allabendlich so auf der Bühne steht, ist wahrlich nicht von Pappe. Wenn Sängerinnen oder Sänger hoch zu Roß mit der richtigen Tonlage kämpfen, wenn sie vom Balkon des Gasthauses „Zum Weis-

gerecht Eisen und Stahl zu verarbeiten weiß, in der die drei Mitarbeiter eine ganze Menge von Statik verstehen müssen, um die nicht selten halbsbrecherischen Einfälle der Bühnenbildner sicher auf die Bretter stellen zu lassen, die auch für die Techniker die Welt bedeuten. Da gehört der Schneidbrenner zum Rüstzeug wie die Drehbank, da wird gefeilt, geschraubt, geschweißt oder auch zersägt – und für Schlosserei-

leiter Friedrich Karl gilt das gleiche wie für die Leiter der anderen Werkstätten: Mitarbeiter, die neu eingestellt werden müssen (oder besser gesagt noch eingestellt werden dürfen), sollten schon entsprechende Berufserfahrung haben.

In der Schreinerei arbeitet ein vierköpfiges Team, Leiter Erwin Wischermann eingeschlossen, mit einem der wichtigsten Materialien im Theater, mit Holz. Was für das Publikum oft recht imposant unter dem Bühnenhimmel an den vielen Zügen baumelt, wird oft hier (roh)gebaut; Kreis- und Stichsagen, Hobelbank und alles, was das Holz begehrt, die Schreinerei ist der wohl am besten ausgestattete Werkstatt-raum des Theaters. Das Team ist eingespielt, ob überdimensionaler Rundbogen oder Hausfassade, ob kleine Zierleistchen oder große Rahmen, alles verläßt millimetergenau gearbeitet die Schreinerei, Abfall ist Mangelware, manchmal beschleicht einen das Gefühl, daß an-



In Schreinerei (oben) und Schlosserei (unten) wird am standfesten Unterbau der Kulisen gearbeitet.

gesichts der Geldknappheit selbst noch das Sägemehl wieder zusammengesetzt werden muß.

Wenn Schlosserei und Schreinerei ihre Arbeit für eine Produktion geleistet haben, steht Gerd Suppras im Malersaal schon der Angstschweiß auf der Stirn und die Dekorationsprobe meist viel zu kurz bevor. Die Werkstätten mögen noch so gut zusammenarbeiten, die Zeit reicht eigentlich selten und irgendwie kriegen sie dennoch alles rechtzeitig hin.

Auch Friedhelm Püttmann in dem Ein-Mann-Betrieb Polsterei. Zuschneiden und Zusammennähen hochwertiger Stoffe wie Samt, Velour, Spitze, Brokat oder auch Kord, die nicht brennbar sein dürfen, damit der Löschzug der Feuerwehr nicht im Bühnenbild untergebracht werden muß, ständiges Neubeziehen von Sesseln, Sofas und Stühlen, Umfärben der Stoffe, die auch noch wiederverwertet werden müssen, wenn sie eigentlich nur noch als Puzzle zu gebrauchen sind, ja, einen Mitarbeiter könnte er schon verkraften, fügt sich Friedhelm Pütt-



mann dennoch gelassen in seine „Einsiedelei“.

Da ist der Malersaal beinahe noch gut dran, wenngleich auch hier seit einiger Zeit eine Stelle nicht besetzt ist. „Bestellt“, müßte es eigentlich heißen, gemalt wird im Stehen, mindestens 1,60 m muß der Abstand zu den Augen sein, wenn beispielsweise großflächige Prospekte mit Menschen- oder Landschaftsbildern bemalt werden müssen. Heute wird auf einfache Nessel gemalt, früher nahm man Malleinen – zu teuer. Die Leinwand wird auf eine Plastikfolie genagelt, die auf dem Fußboden ausgelegt ist, dann wird erst einmal weiß grundiert. Großflächiges Malen geht abschnittsweise vonstatten, also wird über die grundierte Leinwand ein Gitternetz gespannt, das sie zumeist in ein qm große Teilbereiche trennt. Dann werden mit Kohle die Striche aufgezeichnet und leicht mit Farbe konturiert, anschließend wird der Prospekt in den Grundfarben übermalt.

Dann erst beginnt die eigentliche Malerei am eigentlichen Bühnenbild, Landschaften können in ein bis zwei Tagen fertig sein, für Figuren benötigt das Team bis zu zwei Wochen. Wird ein besonders großer Prospekt verlangt, greift man zum



Gerd Suppras beim großflächigen Malen eines „Prospektes“.

Friedhelm Püttmann im Ein-Mann-Betrieb Polsterei.



Kunstgriff, erst wird ein Teil bemalt, dann bis auf ein kleines Stück wieder aufgerollt, um einen optischen Anschluß für das Bemalen der restlichen Fläche zu haben. Für brillante Töne werden Plakatfarben verwendet, für Lasurarbeiten Stofffarben. Zwischen 1500 und 5000 Mark hat der Malersaal pro Produktion zur Verfügung, davon werden allerdings auch kleine und große Plastiken gebaut, Styropor ist ein nicht gerade preiswertes Material, und nicht jedes Stück kann im Kulissenfundus jahrelang seiner Wiederverwertung harren.

Von einem Theatermaler wird viel verlangt, er muß das Zusammensetzen und Mischen von Farben eigentlich schon können, wenn er diesen Beruf erlernen will, muß das Zeichnerische beherrschen, nicht nur landschaftliches, auch figürli-



Kostüme, die in der Damen- und Herrenschneiderei gearbeitet oder auch mal dem Kostümfundus entnommen werden, nicht stilecht sind oder schlicht und einfach nicht sitzen, obwohl die Künstlerinnen und Künstler doch regelmäßig zur Anprobe in die Schneiderein geeilt sind, dann platzen auch die Nerven – Kostüme von Regisseur und Bühnenbildner aus den Nähten, ihre Gesichtsfarben wechseln beängstigend, wenn in der Maskenbildnerei zu dick oder zu dünn, zu grell oder zu blaß aufgetragen wurde, wenn die Perücken vom Haarausfall befallen werden oder die Anziehungskraft der Erde unter Beweis zu stellen drohen. Und im Orchestergraben könnte der Dirigent an seinem Taktstock ersticken, wenn der Orchesterwart nicht schnell genug den Baß wieder flickt (was übrigens mittels eines kleinen, in der Schreinerei gemopsten Stückchens Holz dem Manfred Schulz – „unserem wich-

ches Zeichnen, muß etwas von Architektur verstehen mit sicheren Kenntnissen über die Grundlagen der Perspektive, muß Ahnung vom Kaschieren haben und arbeiten können wie ein Bildhauer. Ob Tiere, Menschen oder gar Reiterstandbilder, die Proportionen müssen stimmen.

Theatermalen an der „Kulisse Mensch“ in der Maskenbildnerei.

Letzte Feinabstimmung zwischen Orchestergraben und Bühne.

Ansonsten könnte es bei der Dekorationsprobe leicht Ärger geben, wenn der Bühnenbildner sein Modell nicht exakt umgesetzt findet. Denn ebenderselbe läßt sich zwischen der Vorstellung seines Entwurfes, an der alle Werkstattleiter teilnehmen, bis zur Dekorationsprobe eigentlich nicht mehr in den Werkstätten blicken, und bis zur ersten Hauptprobe sind große Veränderungen nicht mehr drin.

Dann schlägt auch für die andren Werkstätten und vor allem für die Bühnentechnik die Stunde der Wahrheit. Binnen kürzester Zeit müssen alle Handgriffe sitzen, wenn der Umbau nicht in der exakt mit dem Inszenierungskonzept abgestimmten Zeit möglichst geräuscharm vonstatten geht, könnte es auch am Regiepult laut werden, wenn die





tigsten Mann“, meint das Orchester im anerkennenden Einklang – überzeugend gelang).

Gewiß, nichts wird dem Zufall überlassen, über die künstlerische Probenarbeit hinaus, die meist so vier bis sechs Wochen dauert (Rollenstudium im Musiktheater: ca. ein Vierteljahr) gibt es nichts, für das es nicht auch eine Probe gibt. Allein das Ausleuchten einer Produktion nimmt nicht selten zwei volle Tage in Anspruch, obwohl Rainer Lejeune als Leiter des Beleuchtungswezens nun wirklich was von der Kunst seines Metiers versteht, obwohl Oberbeleuchter Hans Beer das mittlerweile in die Jahre gekommene Stellwerk und jeden der unzähligen, in allen nur erdenklichen Ecken des Theaters installierten Scheinwerfer mit Sicherheit auch im Schlaf zu bedienen weiß.

Plötzlich ist es 20 Uhr, Premierenabend, Vorhang auf. Auf der Seitenbühne schwitzen nicht nur Regisseur und Bühnenbildner, 230 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, egal ob

Oberbeleuchter Hans Beer hat von der Beleuchtungsbühne aus Künstler und Kulisse ins rechte Licht gerückt, das Spiel kann beginnen. . .

Verwaltung, künstlerisches Ensemble oder Technik leiden selbst dann, wenn sie nicht im Theater sind. Kaum eine Vorstellung, die gänzlich frei von Pannen ist, das Publikum merkt's nur selten, da muß schon, wie bei der „Rigoletto“-Premiere passiert, eine üppigst bemessene Billardkugel mit lautem Geschopper im Orchestergraben landen. Dennoch: Applaus, eigentlich immer, eigentlich immer begeistert.

Und wenn Inszenierung und Bühnenbild von der ungnädigen Kritik zerrissen werden? Gerd Suppras: „Dann denke ich manchmal, daß unsere Arbeit auch umsonst gewesen ist. Das Bühnenbild rettet ja nicht die Künstler, oder?“ Es sei ja nicht die Schuld der Werkstätten, die nur die Vorgaben der Bühnenbildner ausführen. Aber traurig, ja deprimiert ist er schon. Und nicht nur er. Ändern aber kann (hoffentlich) die Kritik auch nichts daran, daß Will Quadflieg seine Lebenserinnerungen trefflich titulierte: „Wir spielen immer“. Nicht zuletzt dank der Theatertechnik.





PHÄNOMEN BASKET- BALL

von Willi Demond

Rechts biegt man von der Falkensteinstraße in die Hausbergstraße, schon ist nahezu jeder Parkplatz besetzt. Der Bus mit der StOAG-Nummer 939 hat sein samstägliches Problem, denn er kommt nicht um die Ecke zur Hunsrückstraße, um vor dem Hallenbad Ost seine Endstation zu erreichen. Gleichzeitig machen sich in dem fast abgeschiedenen Ortsteil Oberhausen-Ost nahe der Stadtgrenze Essen Scharen von Fußgängern auf, um einen Sport zu sehen, der nicht zu den magnetischen Anziehungspunkten in den bundesdeutschen Sport-Gefilden gehört. Zudem ist gerade Sporterschauzeit, der Samstags-Bad-Benutzer räkelt sich gewöhnlich frisch erfrischt in seinem Fernseh-Sessel und bereitet sich auf den langen Film- und Familienabend vor.

Trotzdem: Im Umkreis von knapp einem Kilometer ist kein Parkplatz mehr zu finden, in der Halle ist die Hölle los. Was ist das für ein Phänomen?

18.30 Uhr, Halle Ost: Nach langer Einspielzeit stehen die Akteurinnen auf dem Feld und warten auf den Spielbeginn. Der Schiedsrichter wirft den Ball in die Luft, und schon geht die Post ab: Aus durchschnittlich 700 Kehlen folgt die Anfeuerung, rhythmisches Klatschen dröhnt aus der Sporthalle bis nach draußen oder in das Schwimmbad und ermutigt immer neue Gäste, mal in die Halle reinzuschauen. Wer allerdings die Atmosphäre einmal erlebt hat, läßt nicht mehr davon ab. Was ist das für ein Phänomen?

Amateure sind sie, Sportlerinnen somit, die keinen finanziellen Nut-

zen aus ihrem Engagement ziehen. Jeder, der sich mit dem Sportgeschehen befaßt, weiß, daß ohne finanzkräftige Unterstützung kaum ein jugendlicher Sportler den Schritt in eine derartige Leistungsklasse geht. Trotzdem spielen sie in der höchsten deutschen Spielklasse, trotzdem halten sie den Vergleich mit den anderen Teams aus. Und kommen nahezu alle aus Oberhausen. Und sind in jeder neuen Saison neu motiviert, weiter Höchstleistung zu bringen. Was ist das für ein Phänomen?

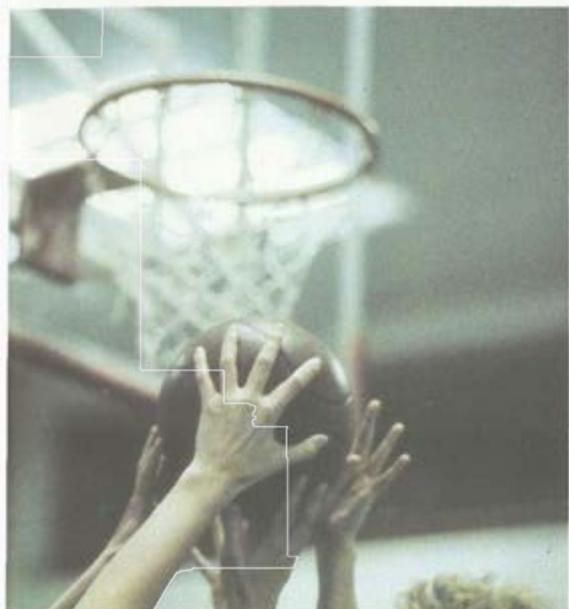
Basketball ist dieses Kuriosum, das seit 16 Jahren in Oberhausen eine Entwicklung genommen hat, die unvergleichlich ist. Analog zum Wachstum der Sportart in der Bundesrepublik wuchs auch das Interesse in Oberhausen. Lange währte

dieser letzte Schritt, um den US-Sport Basketball zu einer der führenden Sportarten in unserer Stadt zu machen. Erfolge häuften sich immer mehr, so daß kaum noch jemand an dieser Mannschaft vorbeischauchen konnte. Nun sind sie da, wo sie hin wollten: Ein Stammpublikum, ein Platz unter den Ersten in

kommt hinzu: Karin Flür. Seit 1970 ist sie dabei, spielte unter den Fittichen von Coach Dieter Brauner von Anbeginn mit und ist mittlerweile der Inbegriff des Oberhausener Basketballs. Jetzt ist sie selbst Lehrerin, unterrichtet an der Hauptschule St. Michael und ist neben ihrer Spielertätigkeit Trainerin und „Fürsorge-

nicht gab, holte sich das Bertha-Team die inoffizielle Europameisterschaft für Schulmannschaften in Helsinki. Auch 1973 verteidigte das Team diesen Titel.

Kurz darauf folgte ein krasser Bruch: Nach herben Differenzen mit dem damaligen RWO-Präsidenten Peter Maaßen trennte sich Die-



Händeringend, wer hat den Ball?



Dieter Brauner mit seinem Bundesligateam.

der BRD und viel Spaß bei der Ausübung ihres Sportes.

Insgesamt sechzehn Jahre währte dieser Kampf bisher. Aufgenommen wurde er von einem damals jungen Erdkunde- und Mathematiklehrer am Bertha-von-Suttner-Gymnasium. Dieter Brauner hatte sein Studium in Bonn beendet, bekam seine Lehrerstelle am OB-Mädchengymnasium und ließ als ehemaliger Basketballer nur wenig Zeit verstreichen. Als bald gründete er eine „Baba-AG“, eine freiwillige Arbeitsgemeinschaft für „seinen“ Sport. 1970 fing Dieter Brauner mit diesem Projekt an. Was sich aus dieser AG entwickelte, ist in den letzten 16 Jahren unabdingbar mit dem Namen Dieter Brauner verbunden.

Und auch ein zweiter Name

rin“ für den Basketball-Nachwuchs.

Die Kombination dieser beiden Charaktere – gefühlsgeschwängert von dem unbändigen Willen, den Basketballsport mit Leben zu erfüllen – sorgte schon in den ersten Jahren für die nötigen Erfolge. In den Reihen von Rot-Weiß Oberhausen begannen die Basketballerinnen, zu denen auch Ute Willschrei (heute Ute Stemmermann) gehörte, ihre ausnahmslose Laufbahn. Der Vereinsport war erfolgreich, die Rot-Weißen holten 1971 und 1972 (also nur ein Jahr nach der Gründung der Abteilung) die Deutsche B-Jugend-Meisterschaft. Gleichzeitig legte Coach Dieter Brauner mit seinem Schul-Team zu: 1972, als es das Programm „Jugend trainiert für Olympia“ in Sachen Schulsport noch

ter Brauner vom größten Oberhausener Verein und schloß sich aus finanziellen Gründen der SG Osterfeld an. Dieter Brauner machte die Rechnung ohne den Wirt: Die Herren der Basketball-Abteilung verweilten weiter bei RWO, so daß die Abteilung nicht aufgelöst wurde. Konsequenz im Jahre 1974: Der Zweitligist mußte mit seinem Top-Team in der Bezirksliga neu anfangen, da die Abteilung der SGO eine Neugründung und keine Übernahme war.

Nichtsdestotrotz, die Aufbau-Arbeit ging weiter: Die Schul-Truppe des „Bertha“ sahnte einen Erfolg nach dem anderen ab, nachfolgend die Titel: 1974, Deutscher Meister B-Jugend; 1978, Deutscher Meister B-Jugend; 1979, Deutscher Meister

B-Jugend; 1981, Deutscher Meister B-Jugend. Titel, die die Kontinuität der Arbeit unter Beweis stellen. Letzter Erfolg: Ebenfalls mit der B-Jugend gelang dem „Bertha“ der deutsche Titelgewinn in der letzten Saison.

Parallel zu den Schulerfolgen lief der Vereinerfolg: Stetiger Aufstieg aus der Bezirksliga bis hinauf zur ersten Liga waren die Effekte der konsequenten und harten Arbeit von Dieter Brauner. Gerade eine Saison im Oberhaus verweilend, kam der zweite Rückschlag: Die erste Liga wurde reduziert, ausgerechnet das Brauner-Team war als Tabellenfünfter davon betroffen. Und genau in diesem Moment setzt ein wichtiger Punkt des Phänomens „Basketball in Oberhausen“ ein: Wer dachte, ein Coach Brauner, umgeben von einer eigentlich nicht gerade bundesligatauglichen, dafür aber willigen Formation, gäbe auf, der lag falsch. Das Gegenteil war der Fall. Kampf bis zum Exzess, unmögliche Siege mit der körperlich kleinsten Truppe der zweiten Liga und ein nahezu unbeschreibliches Aufstiegsfest nach dem Heimsieg vor 850 Zuschauern in der Halle Ost gegen den Berliner Club SC Charlottenburg – der erneute Aufstieg war perfekt, die SGO wieder erstklassig. Seit zwei Jahren spielen sie nun in der ersten Liga, die Saison 86/87 ist das dritte Jahr.

Und auch dieses dritte Jahr begann mit einem Paukenschlag: Erneut wurde der Verein gewechselt. Diesmal allerdings ließen sich Dieter Brauner und Heiner Dehorn, ein Jahr zuvor als SGO-Abteilungsleiter gewählt, nicht auf anstehende Probleme ein: Die gesamte Abteilung wechselte, alle Teams können unter dem neuen Namen BG Bero-Centrum in ihren bisherigen Spielklassen weiterspielen. Finanzielle Gründe waren ausschlaggebend für diesen Schritt in die Selbständigkeit.



Dichtes Gedrängel in der Halle Ost, die Zuschauer nutzen jeden Zentimeter und sitzen direkt am Spielfeldrand. Ursache für die tolle Stimmung!

Und genau dies ist ein weiterer Punkt, der die Erfolge des Oberhausener Basketballs skizziert: Mit Dieter Brauner steht ein Mann an der Spitze der Korb-Künstlerinnen, der weiß, was er will. Selten sind derartige Personen, die ehrlich aber bestimmend, konsequenzbereit, kompromißbereit aber auch kampfbereit an eine Sache herangehen. Genau dies zeichnet Dieter Brauner aus. Nicht umsonst wurde der Coach bei der ersten Vergabe für gute Jugend- und Trainerarbeit von seinen Kollegen zum Trainer des Jahres gewählt. Der Effekt ist, daß die Spielerinnen des Teams den nötigen Respekt aufbringen und – mit allen persönlichen Freiheiten – ihre Freizeit aufwenden. Dies ist ein weiterer Punkt zur Erläuterung des Phänomens.

Und genau die Summe aller Gedanken springt über. Die Zuschauer merken, daß hier Amateure spielen. Zudem merken sie, daß sich diese Amateure nahezu die „Arme ausreißen“, um Top-Sport zu bieten. Weiterhin macht dieser schnelle, aber faire Sport Spaß, ist zudem spannend. Zwei Punkte Unterschied nach knapp neunzig Minuten, und dennoch ein Sieg für das Oberhausener Team. Ständig wechselnde Spielszenen. Die optische (sprich größenmäßige) Unterlegenheit des Brauner-Teams. Taktische Raffinesse, um diesen Unterschied auszugleichen. Alles in allem ein Sammelsurium der Absonderlichkeiten. Auch ein Phänomen.

Und dieses Phänomen Basketball wird wohl auch weiterhin zu den Absonderlichkeiten im Oberhausener



Das körperlose Spiel, die Damen kämpfen um jeden Ball.

Sport gehören. Nicht zuletzt aufgrund der ehrlichen Arbeitsweise der Verantwortlichen. Der Gang in die Selbständigkeit war ein Schritt, der auf Dauer unumgänglich war. Selbständigkeit heißt Eigenverantwortung. Schweißtreibendes Training im Kraftraum.

wortung, eine Aufgabe, der sich Dieter Brauner, Heiner Dehorn, aber auch jede einzelne Spielerin nur allzu gerne stellen. Wer seinen eigenen Kram verwaltet, der weiß im Nachhinein, wer den „Mist“ verzapft hat. Die Anbindung an zwei Großvereine ist kaum gelungen, die Konsequenz des eigenen Vereins war da-

mit nur eine Folge der schlechten Erfahrung aus 16 Jahren.

Letztendlich allerdings bleibt Basketball in Oberhausen trotz aller Erklärungsversuche unerklärlich.

In der letzten Saison schaffte es die SGO, beim Spiel gegen den deutschen Abonnementsmeister Agon Düsseldorf mehr Zuschauer zu haben, als die beiden zweiten Bundesligen der Damen und Herren insgesamt. In einer Stadt wie Oberhausen, wo neben Fußball und bisweilen Handball nur Konsum-Ware in Sachen Sport geboten wird, ist dies sicherlich einfacher als in München oder Hamburg. Dennoch, das Flair des Phänomens besteht seit eben diesen sechzehn Jahren. Und daran wird sich in Sachen Basketball bei den Damen – egal wie der Verein heißt – auch in Zukunft nichts ändern.



21:50

23:15

24:00



Schichtbeginn: für Reinhold Götzen der Anfang einer langen Nacht.



Übersicht: Von der Glaskanzenel aus wird die Produktion überwacht.



Pförtnerdienst: das lange Warten auf den nächsten Morgen.

theker, der Nachtwächter, der Zeitungsbote und die Bardame – Fortsetzung nach Belieben.

Was aber wäre eine Liste von Nacht- und Schichtarbeitern in der „Wiege der Ruhrindustrie“ ohne den Stahlarbeiter. Beispiel Thyssen Stahl AG, Maschinenbetrieb Nummer 505: die Draht-Fein-Straße. In der Schichtgruppe 5 arbeitet mit der durchlaufenden Nummer 24 Reinhold Götzen, 49 Jahre alt, verheiratet, eine Tochter. Vor mittlerweile 29 Jahren, im Jahre 1957, hat der gelernte Maschinenschlosser seine erste Nachtschicht gefahren. Seitdem ist er drin, im Drei-Schichten-Turnus, und das heißt: Erst Frühschicht von morgens um sechs bis mittags um zwei, dann Spätschicht von zwei bis abends um zehn und – wie gehabt – die Nachtschicht: von zehn bis morgens um sechs.

„Einer, der sowas noch nie mitgemacht hat, kann nicht verstehen, wie das ist: Nachtschicht.“ Reinhold

Götzen weiß, wovon er spricht, und er ist ehrlich genug, um einzugestehen, daß ihm die Arbeit mit der Zeit immer schwerer fällt. Damals, im Thomas-Stahlwerk, da ließ sich das alles noch ganz gut verkraften. Er mußte sich zwar erst auf den neuen Arbeits-Rhythmus einstellen, und von seinem „guten Gewicht“ ging in den ersten Monaten so manches Kilo weg. Doch letztlich stellte sich der Körper halbwegs darauf ein – man war ja jung.

Heute sind diese Zeiten längst vorbei. Die Nachtschicht, eine Last, die Reinhold Götzen am liebsten abschütteln würde, die nicht nur ihn, sondern auch die ganze Familie belastet, „aber was will man machen?“

Wenn er in den vergangenen 29 Wechselschicht-Jahren auch den Arbeitsplatz öfters gewechselt hat, das Drumherum der Nachtschicht ist bei Reinhold Götzen stets das gleiche geblieben: Einzusteigen in den neuen Tag- und Nacht-Rhyth-

mus, das Kunststück umschalten zu können ist für ihn wie für viele seiner Kollegen eines der größten Probleme. „Vorschlafen“ am Tag vor der ersten Nachtschicht ist nicht drin. Wohl dem, der es kann: Reinhold Götzen kann es nicht.

Gegen halb zehn – der Film im Zweiten läuft noch – heißt es aufbrechen. Seine Frau, Erika, hat schon die Aktentasche bereitgestellt. Frische Wäsche, ein Apfel, eine Banane. „Butterbrote kriege ich nicht runter“, erklärt ihr Mann und überhaupt: Obst ist gesund.

Knappe zehn Minuten dauert dann die Autofahrt zum Tor 10 der Thyssen Stahl AG an der Osterfelder Straße. Ein kurzer Gruß für den „Leidensgenossen“ in der Pförtnerkabine, hier ein „Hallo“, dort ein „Da biste ja wieder“. Die Kollegen von der Nachtschicht laufen ein.

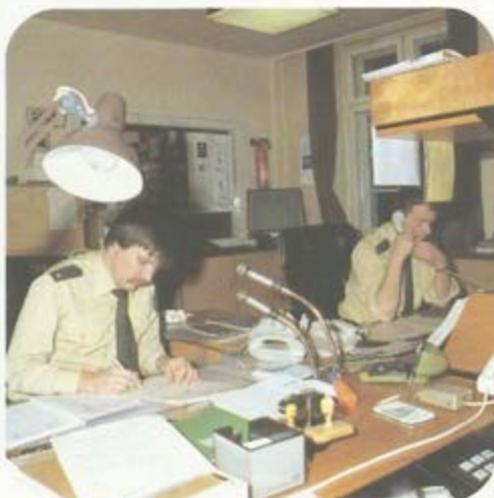
Eben noch umziehen, und dann ab in die Werkstatt, wo der Schichtmeister seinen Leuten die Arbeitsauf-

1:20



Sicherheit: Wenn alles schläft, dreht der Nachtwächter seine Runden.

2:10



Einsatz: Im Polizeipräsidium stehen Telefone auch nachts nicht still.

3:15



Reparatur: Reinhold Götzen springt ein, wo Not am Mann ist.

träge für die kommende Nacht zuteilt. Mit einem festen Arbeitsplan können die Arbeiter hier allerdings nicht rechnen. Immer wieder fallen plötzlich kleinere Reparaturen an, gibt es Störungen, die kurzfristig behoben werden müssen. Einmal platzen die Hydraulikschläuche an der Großbundpresse, ein anderes Mal ist die Doppelringschere voller Schrott und muß wieder instandgesetzt werden. Klappt in der Draht-Produktion alles wie am Schnürchen, dann gibt es gelegentlich sogar ein wenig Leerlauf. Dafür wird es anderntags um so hektischer, wenn wegen starken Regens wieder einmal ein Teil der Werkshalle unter Wasser steht.

Acht Stunden können lang sein, vor allem in der Nacht. Nicht selten retten da Kaffee und Zigaretten über die Zeit. Viele von Reinhold Götzens Kollegen „qualmen wie die Schlote“, er selbst hat es sich abgewöhnt. „Gottseidank“, sagt er.

Irgendwann hat jedoch selbst die längste Nachtschicht ein Ende. Dann warten die erschöpften Kollegen auf das Zeichen des ablösenden Schichtmeisters, um sich unter der Dusche den Dreck von der Haut waschen zu können. Eben mit dem Kamm durchs Haar, Schulterklopfen. – „Dann bis morgen.“

Kurz nach sechs. Draußen ist es empfindlich kalt geworden, ein ungemütlicher Wind pfeift über das Betriebsgelände und beschleunigt den Schritt. Mancher Arbeitskollege wird jetzt in die nächste Kneipe gehen: „Von 8 bis 8“, der „Schleuderfuß“ oder „Big Ben“ haben bereits (oder immer noch) geöffnet und sorgen fürs Nachtmahl ebenso wie für einen Absacker vor dem Schlafengehen.

Reinhold Götzen hat dafür nichts übrig: Als Vertrauensmann schaut er nach der Schicht meist noch einmal kurz beim Betriebsratsbüro vorbei, wechselt ein paar Worte,

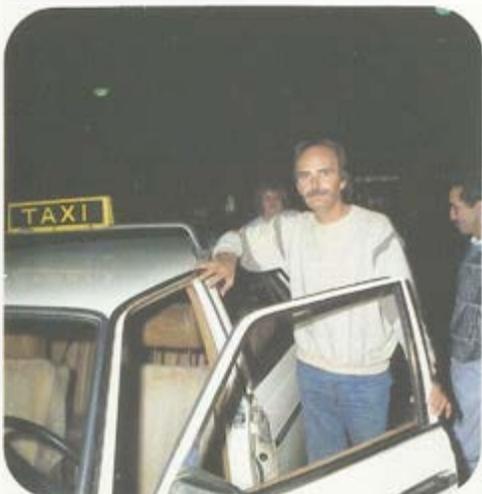
dann macht er sich auf den Heimweg. Die frischen Brötchen, rasch beim Bäcker um die Ecke geholt, sind ein Service für Tochter Sabine, die kurz nach sieben zur Arbeit fahren muß. Daheim liegt die Zeitung vom Tage bereit. Die wichtigsten Artikel werden überflogen, „und dann ab in die Koje“. Geschafft.

Arbeiten müssen, wenn man schlafen will; schlafen müssen, wenn man arbeiten könnte. Wissenschaftler bezeichnen diesen Widerspruch zum normalen Lebensalltag in ihrer Fachsprache als Umkehrung der „circadianen Rhythmik“. Was dies für Auswirkungen hat, bringt Reinhold Götzen auf den Punkt: „In den ersten drei, vier Stunden schlafe ich fest. Danach darf allerdings kein lautes Geräusch auftreten, sonst stehe ich senkrecht im Bett.“

Für Frau Götzen heißt das: Möglichst nicht in der Küche mit Gerätschaften hantieren, nicht staubsau-

4:20

6:50



Komfort: Anruf genügt - im Taxi geht's auf den Heimweg.



Notfall: Auch in der Nacht steht ärztliche Hilfe bereit.

gen, sich mit dem Besuch nicht in der Diele unterhalten, das Telefon leiser stellen, und und und. Ruhe ist die erste Familienpflicht. Ja, früher, als Tochter Sabine noch klein war, hieß es bei Wind und Wetter anziehen, ab in den Kinderwagen und raus aus dem Haus, damit Papa bloß nicht wach wurde. Wenn doch einmal etwas nicht klappte, der Vater schon nach wenigen Stunden Schlaf wach wurde, dann hing schnell der Haussegen schief. Reinhold Götzen gibt dies auch unumwunden zu: „Das ist halt der Streß, wenn man es sich selbst auch oft nicht eingesteht. Da reagiert man unheimlich gereizt.“

Selbst wenn alles ruhig bleibt und der Vater durchschlafen kann: Spätestens um ein Uhr mittags ist Schluß mit der Nachtruhe. Dann steht er auf, ißt zu Mittag und fühlt sich halbwegs wieder fit. Erst gegen Abend überfällt ihn wieder ein wenig die Müdigkeit, „dann könnte ich

mich so auf die Couch legen und pennen.“

Gegen Ende der Nachtschicht-Woche, wenn sich der Körper auf den neuen Lebens-Rhythmus etwas eingestellt hat, ist schon wieder Schluß damit. Dann steht die Frühschicht auf dem Programm, und das heißt: Aufstehen um fünf, umstellen auf normale Arbeitszeiten. Dann wieder dieser Seufzer: „Da kann sich kein Außenstehender hineinversetzen.“ Und Reinhold Götzen fügt hinzu: „Uns geht das schon lange auf den Wecker, aber wie wollen wir das ändern?“

Da ist noch so vieles, was mit dem System der Wechselschicht zusammenhängt: Gemeinsame Abendvergügen, Geburtstagsfeiern und Veranstaltungen, Kino, Konzerte und Theater sind zumindest in Zeiten der Mittags- und Nachtschicht außen vor. Alles konzentriert sich da auf die freien Tage, die den Wechselschichtlern zur Verfügung stehen.

„Da muß man sehen, daß man alles auf die Reihe kriegt.“ „Mangel an zeitlicher Dispositionsmasse“ heißt das im Fach-Chinesisch.

Freie Zeit genießen die Götzens deshalb umso intensiver. An Sonntagen zum Beispiel: Wenn die ganze Familie beisammen ist, das Frühstück bis weit in den Vormittag ausgedehnt wird, niemand zur Arbeit muß – „Das ist das Schönste“, heißt es. Je länger, desto besser. Darum ist es kein Klischee, wenn Nachtarbeiter, auf den Urlaub angesprochen, ins Schwärmen kommen. Total abschalten können, die Alltagsorgen und den Streß hinter sich lassen – genießen. Schade, daß auch der Urlaub sein Ende hat.

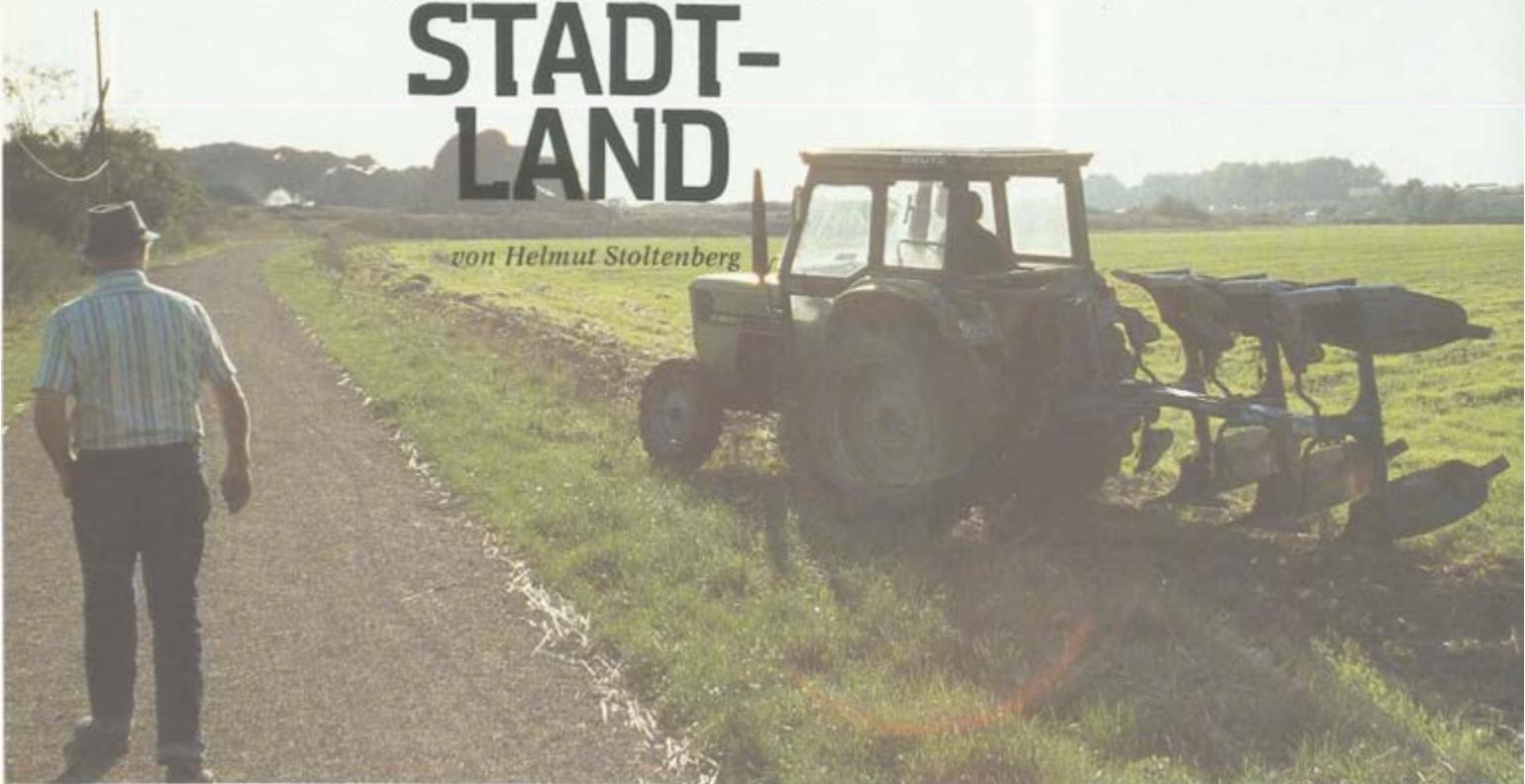
Ob Reinhold Götzen jemals bereut hat, diesen Beruf mit Wechselschicht gewählt zu haben? Die Antwort überrascht: „Nein, kann ich eigentlich nicht sagen. Aber vielleicht hängt das damit zusammen, daß man es nicht anders kennt.“

Und schließlich lebt seine Familie, lebt auch Oberhausen von der Nachtschicht: Ohne Nachtarbeiter blieben Pilsgläser leer und Maschinen defekt, blieben Kranke unversorgt und Zeitungen im Depot. Im Kino liefen keine Filme, in der Diskothek keine Schallplatten, der Heimweg von der Geburtstagsfeier müßte per Pedes bewältigt, das nächtliche Feuer mit Wassereimern bekämpft werden.

Zwar streiten sich die Gelehrten darum, wie die Arbeits-Umstände von Schicht- und Nachtarbeitern weiter erleichtert werden könnten, auf welche Weise solche Arbeitsplätze ein menschlicheres Gesicht bekommen sollten. Unbestritten ist jedoch, daß Schicht- und Nachtarbeit gebraucht wird, aus sozialen wie auch aus wirtschaftlichen Gründen. Leben in Oberhausen heißt auch Leben mit der Nachtarbeit. Ohne sie gingen – nicht nur in der „Wiege der Ruhrindustrie“ – die Lichter aus.

EIN LEBEN AUF DEM STADT- LAND

von Helmut Stoltenberg



„Wenn der Bauer im März die Rösser einspannt...“, wer kennt dieses Bild nicht aus dem alten Deutschen Lesebuch? Der Landwirt hinter dem Pflug, der seinen Acker bestellt. Furche für Furche den Schar führt und den Boden umpflügt, ihn eggt und stolzen Fußes mit der blechnen Saatschüssel vor dem Bauch mit eigener Hand daraus die Gerste ausstreut. Die dralle Magd auf dem Hofe, die der Bäuerin zur Hand geht und das Kleinvieh versorgt, während der etwas schwerfällige Knecht, der Kalfaktor des Herrn, den Stall ausmistet und die Heugabel in die Höhe stemmt, um

den mit Eisen beschlagenen, hölzernen Karren zu beladen, wer kennt das alles noch?

Man darf annehmen, in der „Wiege der Ruhrindustrie“ heute wohl kaum noch jemand. Die älteren unter uns ja, aber unsere Kinder von heute in der hochtechnisierten Computerzeit mit Sicherheit nicht mehr. Und dennoch, es gibt sie noch, die Bauern in unserer Stadt. Wenngleich unter oft widrigen Umständen bewirtschaften noch 53 landwirtschaftliche Betriebe im Oberhausener Stadtgebiet eine Gesamtfläche von 1.200 ha. Sie kämpfen um ihre Existenz, sind mehr

Selbstversorger, weniger „Ernährer“ für die Oberhausener Bevölkerung. Das war einmal anders, da half auch der noch so kleinste Kotten bei der Lösung einer so schweren Aufgabe mit. Mit den modernsten landwirtschaftlich-technischen Mitteln bestellen sie heute ihre Scholle auch unter dem eklatanten Mangel an Personal.

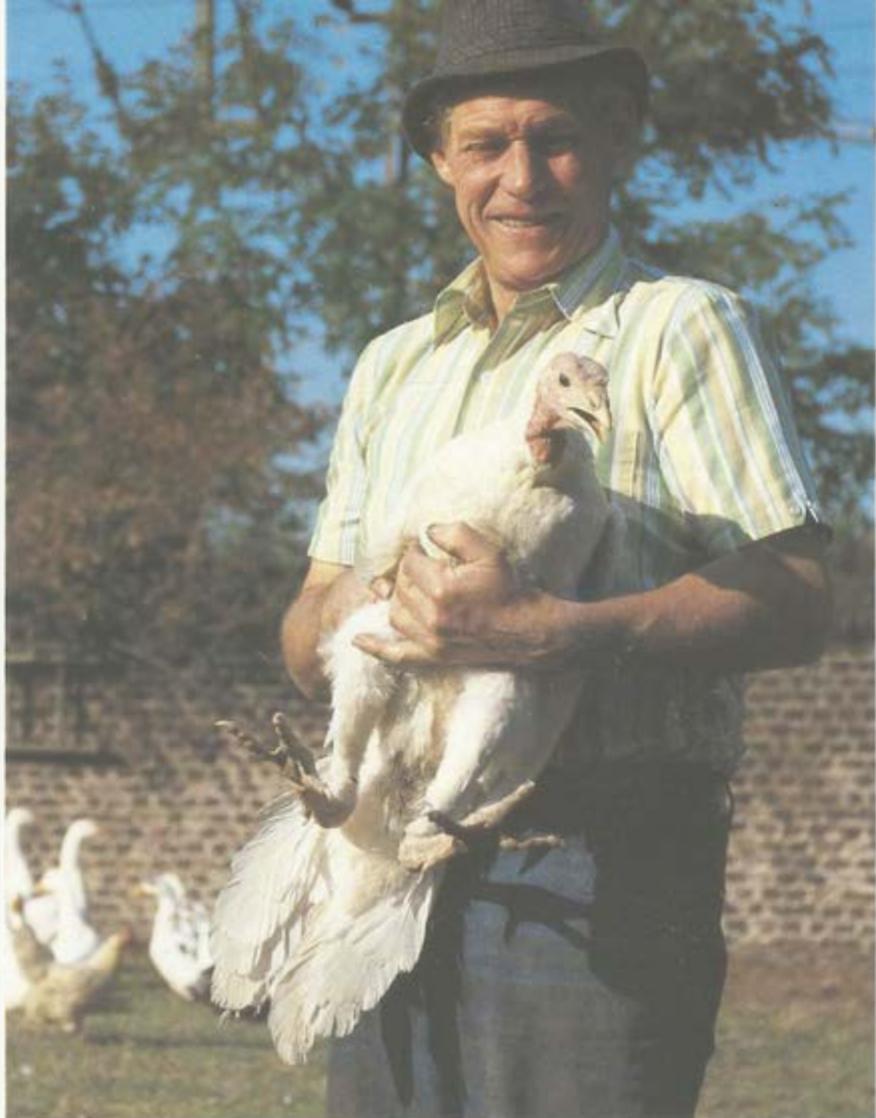
Im Süden der Stadt, in Alstaden, unmittelbar an der Ruhr im Schatten des „schwelenden und nach Schwefel und Phosphor stinkenden Vulkans“ hat Bauer Wilhelm Flokken seinen Hof – 15 Hektar groß und auf die Rinderzucht festgelegt. Für

den heute 59-jährigen Landwirt war diese einseitige Landwirtschaftsnutzung nicht immer so. „Wir waren ein richtiger Bauernhof mit Pferden, Schweinen, Milchkühen, Hühnern, Enten und Gänsen, mit Ziegen und Schafen. Und vor allen Dingen mit viel Getreide- und Gemüseanbau“, meint er nachdenklich.

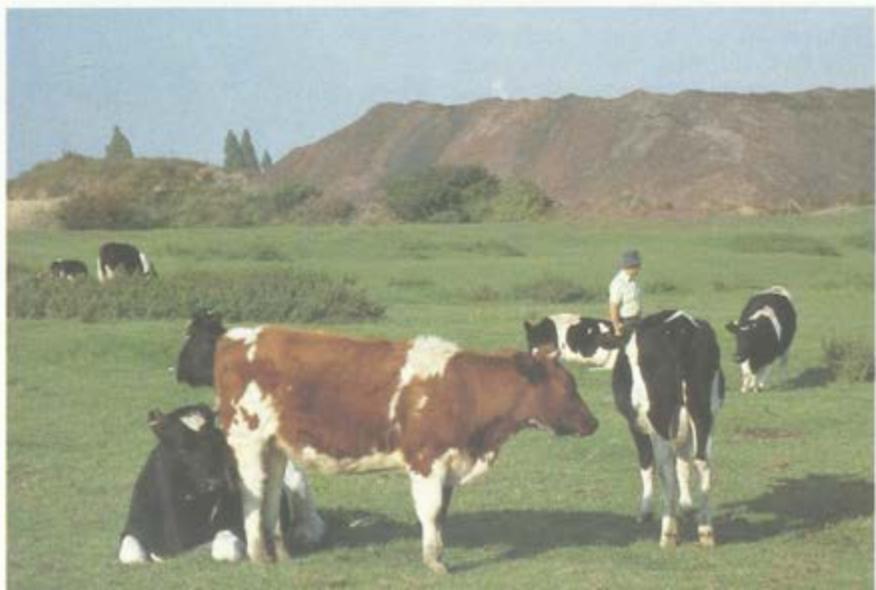
Was ist davon geblieben? Nun, acht glückliche Hühner, 18 Enten (mit eigenem kleinen Teich) und 18 freilaufende Gänse (letztere sind für den Weihnachtsbraten bestimmt). Pferde sind nur noch als Reitpferde untergestellt. Die Schafe und Ziegen, die frei in den Ruhwiesen grasten, wurden abgeschafft, weil ein Großteil von wildernden Hunden gerissen oder gestohlen wurde. Die Schweinezucht war zu aufwendig und die Milchkühe machten zuviel Arbeit – Personal-mangel.

Der Landwirt, den die alten Alstader noch „Jüng“ nenen, was von Junge kommt und der sich seine heitere jugendliche Art bis heute erhalten hat, erinnert sich an die Nachkriegszeit. Damals gab es allein in Alstaden noch fünf bäuerliche Betriebe. „Wir haben in diesen schweren Jahren mit dazu beigetragen, daß nicht nur wir, sondern auch die anderen etwas zu essen hatten. Von den berühmten Perserteppichen in Kuhställen haben wir nichts gehabt. Ist ja auch lachhaft . . .“. Dennoch, nach dem ersten und zweiten Weltkrieg setzte das große Höfesterben ein, in Alstaden geblieben ist als einziger Wilhelm Flocken.

Vielleicht liegt es daran, daß dieser Name zur Tradition verpflichtet, wurde doch bereits um die Jahrhundertwende die Straße „Flockenfeld“ nach dem Namen dieser Familie benannt. Ursachen für den Rückgang der landwirtschaftlichen Entwicklung sind in der explosionsartigen Expansion der heimischen Industrie zu sehen. Sie machte sich breit



Bauer Wim Flocken mit seinen Tieren im Schatten der brennenden Halde.



in diesen Ländern. „Da war Opa Janscha, wie er hier in Alstaden genannt wurde, der auch meinem Großvater das Land für Babcock abgeluchst hat. Wir Flocken durften zwar das Land weiterbestellen – was heute zu einem kleinen Teil auch noch geschieht, aber unsere Entfaltungsmöglichkeit war einfach nicht mehr gegeben, um mit einer sicheren Existenz zu leben“.

Doch auch Wilhelm Flocken hatte Mut zum Risiko. Als die Kirche in Alstaden den Stöckmann-Hof erbt, kaufte er diesen mit einem Hektar erst einmal als Eigenbesitz. Anderes Kirchenland konnte er anpachten und als sein Nachbar Dehnen in den Ruhestand ging, konnte er auch dessen gemietetes Kirchenland übernehmen. Pachtland von den Städten Mülheim, Duisburg und Oberhausen kam dazu. Zumeist Land, daß im Hochwassereinzugsgebiet in den Ruhrauen oder rund um den Schlackenberg liegt.

Die Zeit brachte strukturelle und innerbetriebliche Umstellungen mit sich. Heute lebt zwar keine Sau mehr auf dem Hof, dafür aber 30 Rindviecher, die der Agrarwirt, er darf Lehrlinge ausbilden, zu Zuchtzwecken hält. Der Getreideanbau ist geblieben, insbesondere Gerste, die er mit seinem hochrädigen, grünen Mähdrescher einfährt. Die Lohndrescherei, die meistens zur Winterszeit auf dem Hof und in der Scheune stattfand, gibt es nicht mehr; auch keine Garben mehr auf den Feldern, wohl noch die goldenen Ähren. Sie fallen in der Erntezeit dem ratterndem Mähdrescher zum Opfer, werden an Ort und Stelle gedroschen und automatisch gebündelt, um dann vom zig-PS-starken Traktor auf Gummirädern in die Scheune oder in den Schober gefahren zu werden.

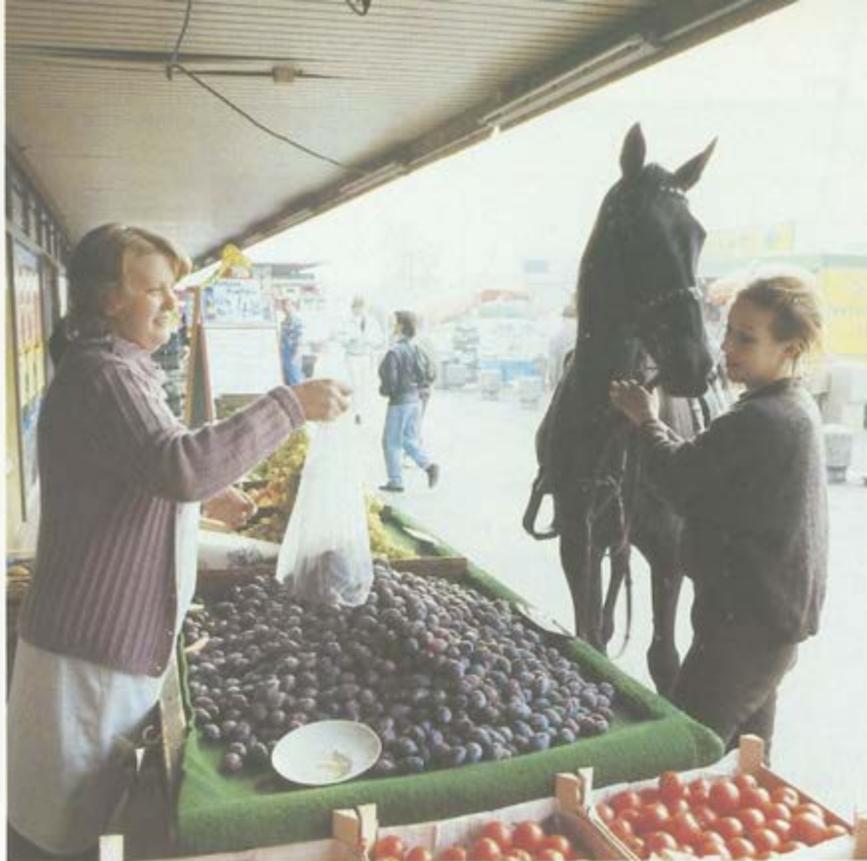
Wie schafft das alles ein Mann, der sich zu der Familie der Selbstversorger zählt, Bürgerinitiativen gegen den stinkenden Berg ins Leben ruft,



Tochter Heike reitet gerne aus.

sich mit den Politikern und der Verwaltung anlegt und dennoch seinen Hof von den frühen Morgenstunden bis spät in den Abend auf Trab hält? „Stundenlöhne gibt es für mich nicht, da bin ich schon eher ein Tagelöhner, wie die anderen Bauern auch. Ohne Selbstversorger zu sein, kann man das gar nicht schaffen“, meint er. Und das Wichtigste vergaß dieser engagierte Bauer nicht zu sagen: „Ohne meine Frau Helga und ohne meine Kinder und durch die Hilfe so manch anderer Mitbürger – vor allem in der Erntezeit – könnte man den letzten Hof im Süden der Stadt gar nicht lebensfähig halten.“

Wie Recht er doch hat, seine Familie ist das A und O, ist das Rückgrat des Hofes, besonders seine Frau Helga, die gelernte Friseurmeisterin ist und die hin und wieder schon mal ihren Freundinnen die „ondulierten Alstadener Kufenwellen“ ins Haar zaubert. Sie führt das Haus von der Küche über den Ein- und Verkauf – von der Katze bis zum Hund, bis hin zum besagten krähenden Hahn und zischendem Gänserich, von der Arbeit auf dem Felde und im Garten, vom Kochen, Putzen, Stricken und sie sorgt für die Kinder. Davon spricht man gar nicht, es ist vielmehr Selbstverständlichkeit.



Zum Einkaufen mit dem Pferd in die Stadt. – Hoch auf dem gelben Mährescher ist Bauer Flocken zur Erntezeit zu Hause – von morgens bis abends. . .



Urlaub? Beide möchten fragen, wie das eigentlich geschrieben wird. Zuerst kommen die Kinder. Tochter Elke (25) ist genauso wie ihre Mutter Friseurmeisterin. Die zweite, Heike, tritt in Vaters Fußstapfen und studiert in Bonn Agrarwirtschaft, will einmal den Hof übernehmen und die jüngste, die 17-jährige Birgit verläßt jetzt die Handelsschule. Ein lustiges Drei-Mäderl-Haus, das sich schon mal den Spaß macht, per Pferd zum Einkaufen „in die Stadt“ – wie man in Alstaden so schön sagt – zu reiten. Die „Städter“ machen dann stets große Augen, na sowas?

Für den Vater, der vier Jahre in der russischen Gefangenschaft im Bergbau schwer arbeiten mußte und sich mit 17 Jahren für seinen Lieblingsberuf entschied, ist das Handeln seiner Töchter der reinste Spaß. Für ihn heißt das trotz aller widrigen Lebens- und Existenzumstände ganz einfach: Intaktes Familienleben.

Und wenn „Jüng“ und seine Helga nach getaner Tagesarbeit im Sommer auf der Bank vor dem kleinen gemütlichen selbstgebauten Blockhaus sitzen, dann erinnern sie sich daran, wie sie sich einst kennenlernten. „Ja, das war auf dem Tanzboden 'Im blutigen Knochen' (früher Theißen), da hab' ich zu den anderen Jungs gesagt: Noch hat sie rote Fingernägel, aber die sind bald schwarz!“ Sie lächelt verschmitzt und erzählt vom letzten Hindernis zu einem glücklichen und schweren Leben. Da war nämlich noch die Kirche, deren Pachtland „Jüng“ nur unter Auflagen bekommen hatte, von denen eine besagte, daß er als „Bur“ sich nicht kirchenfeindlich verhalten dürfe und dazu zählte auch der Glaube seiner Zukünftigen. Sie hatte den richtigen Glauben, der sie zum bäuerlichen Familienglück in einem seltsam anmutenden Refugium inmitten des Kohlepotts führte.

DAS UNBEKANNTESTE MUSEUM DER WELT

von Ulrich Dörner

Tennis wird in Deutschland nicht erst seit Boris Becker gespielt – und in Europa schon gar nicht. Im Gegenteil: Das in unseren Breitengraden mittlerweile so populäre Spiel mit dem kleinen Filzball hat eine – fast schon „uralte“ – Tradition. Darüber kann der Oberhausener Horst Gasber Auskunft geben wie kein Zweiter, mehr noch: Er kann es „Stück für Stück“, „Schwarz auf Weiß“ belegen. Denn Gasber ist Inhaber und „Direktor“ des einzigen Tennis-Museums in der Bundesrepublik, offiziell nennt er es: „Einziges privates Tennis-Museum der Welt“. Und damit liegt Gasber gar nicht so falsch. Der Fachwelt ist nur noch ein weiteres Tennis-Museum im, na, wo wohl? – altehrwürdigen Wimbledon bekannt.

Oberhausen besitzt mit diesem Museum, dessen Ausstellung Gasber „Tennys aus alter Zeit“ genannt hat, eine echte Rarität. Kein Wunder also, daß die Sammlung inzwischen auch im Museums-Führer Ruhrgebiet Aufnahme gefunden hat. Und daß Oberhausen dieses seltene Museum beherbergt, ist eigentlich dem „Sammler-Tick“ des Antiquitäten-Liebhhabers Gasber zu verdanken. „Ich spiele seit meiner Kindheit Tennis“, erzählt der 49-jährige, „seit frühester Jugend habe ich mich auch schon für Antiquitäten interessiert. Das waren dann wohl ideale Voraussetzungen für mein Museum.“

Den entsprechenden Rahmen für dieses Sammelsurium nostalgischer Tennis-Kostbarkeiten bietet denn auch das Haus, in dem Gasber sein Museum untergebracht hat: Inmitten von Pommes-Buden, Pizzerien und Kneipen steht das Haus in der Nohlstraße 82. Rechts die Eingangstür zur Wohnung, links die Pforte, über der das Schild „Tennys aus alter Zeit“ prangt. Das Gebäude, in dem Gasber einerseits wohnt, andererseits sein Tennis-Museum untergebracht hat, ist – wen wundert's noch? – ebenfalls eine „Antiquität“. 111 Jahre alt ist das Haus nun, das der gelernte Uhrmacher und Augenoptiker in jahrelanger Detailarbeit mühe- und liebevoll restauriert hat. Renoviert und restauriert hat Gasber, der vor 12 Jahren seinen erlernten Beruf an den Nagel hängte und seitdem als Tennislehrer seine Brötchen verdient, vor sechs Jahren dann auch die Kellergewölbe unter seinem Haus und sie dann zum Tennis-Museum ausgebaut, das in dieser Form seit 1982 existiert. Denn spätestens seit diesem Zeitpunkt lohnte sich die „Eröffnung“ des Museums, hatte Gasber doch schon seit 30 Jahren – und ganz intensiv in den letzten 15 Jahren – Utensilien aus der Welt des Tennis zusammengetragen.

Gleich am Eingang nimmt die Reise in die Tennis-Nostalgie ihren Anfang. Da baumeln von der Decke unzählige Tennisschläger, einige über

100 Jahre alt, bei dessen Anblick sich der Tennis-Fan- und Spieler von heute fragt, wie damals mit diesen „Geräten“ überhaupt gespielt werden konnte.

Noch mehr Erstaunen rufen zwei lebensgroße Schaufensterpuppen beim Betrachter hervor, die mit typischer Tennis-Kleidung wie sie vor fast 200 Jahren beim Spiel getragen wurde, bestückt sind. Die racket-schwingenden Herren trugen seinerzeit natürlich lange und makellos weiße Hosen und eine Art Jacket, die Damen waren groß behütet mit wadenlangen Kleidern angetan – alle Sportkleidungsstücke „selbstverständlich“ aus Samt und Seide, dem Material, das heute nur noch die Zuschauer der internationalen Tennis-Großereignisse (zur Schau) tragen, derweil sich Boris und Co. im zweckmäßigen Dreß um hohe (finanzielle) Ehren mühen.

Horst Gasber vor dem Eingang seines Tennis-Museums.





Ein Sammelsurium nostalgischer Tenniskostbarkeiten überrascht die Racketfans von heute bei ihrem Rundgang durch das in seiner Art einmalige Museum.



Avanciert der „weiße Sport“ in den letzten Jahren langsam, aber stetig zum Volkssport, so war er vor noch nicht allzu langer Zeit eine Leibesertüchtigung ausschließlich für privilegierte Bevölkerungsschichten, in deren Adern nicht selten „blaues Blut“ floß. Hunderte von Bildern, Ölgemälden, Schriftstücken, Stichen, Radierungen, Zeichnungen und Fotos in Gasbers Museum geben ein eindrucksvolles Zeugnis dieser Zeit. Da wurde noch in „Ballhäusern“ Tennis gespielt, der Tennislehrer hieß „Ballmeister“ und die Tennis-Pioniere bedienten sich einst eines Armschutzes aus Holz, dem Vorgänger der Rackets.

Tennis als künstlerisches Objekt: Gerade die alten Holz- und Kupferstiche in Gasbers Sammlung belegen, daß dieser Sport die damaligen Künstler zu regem Schaffensdrang inspirierte. „J. Pettitt demonstriert den Aufschlag von unten“ heißt zum Beispiel ein Original-Holzstich aus dem Jahre 1890. Eine Zeichnung aus der Zeit um die Jahrhundertwende entpuppt sich bei näherem Hinsehen als „Lehrbuch“: „The Drive“, „Back-Hand-Drive“, „Over-Hand-Service“ und „Back-Hand-Smash“ geben Kunde von speziellen Techniken.

Noch älter ist freilich der Kupferstich der drei tennisspielenden Prinzen des deutschen Kaiserpaares. Ihre königliche Hoheit, die Großherzogin Anastasia von Mecklenburg-Schwerin, ist bei einer Tennisstunde in Nizza zu sehen. Auch Portraits von Menschen, die Tennis-Geschichte geschrieben haben, genießen in Gasbers Museum einen Ehrenplatz: Spencer William Gore, der erste Wimbledon-Sieger ist dort zu bewundern, William T. Tilden, Fred Perry, Gottfried von Cramm und eine Spielszene von 1931 mit Cilly Aussem, der ersten und einzigen deutschen Wimbledon-Gewinnerin.

Besonders stolz ist Gasber freilich

auf das älteste Stück seiner Sammlung, einem Original-Kupferstich aus dem Jahre 1580. „Den habe ich vor einigen Jahren für wenig Geld auf einem Flohmarkt erstanden“, freut sich der „Museums-Direktor“ diebisch. Besonders wertvoll ist auch das Geschenk an die dänische Königin Sybille Magdalene. Der Holzstich zeigt den Tennisball als Erdkugel. Eine andere Rarität: Auf zehn Holzstichen aus England werden zehn Schlagtechniken aus dem Jahre 1890 demonstriert.

Gasbers Herz hängt vor allem an einem Regelbuch des Briten Julian Marshall aus dem Jahre 1878. Überhaupt Bücher. Für (Tennis-)Leseratten ist das Museum in der Nohlstraße eine wahre Fundgrube. Gerade Lehrbücher gab es auch schon im 19. Jahrhundert in Hülle und Fülle. Fast 150 Werke hat Gasber aus ganz Europa und den USA zusammengetragen, wobei es ihm, dem selbsterklärten Fan des William „Big Bill“ Tilden, dem legendären USA-As der 30er Jahre, dessen Bücher besonders angetan haben. Das Lehrbuch „Tilden lehrt Tennis“ war sein erstes Stück, mit dieser Ausgabe „unterm Arm“ hat Gasber selbst Regeln und Praxis des „weißen Sports“ gelernt. Später kaufte er einem Verlag einen Restposten dieser Reihe ab, heute kann man Tildens erstes Lehrbuch in Gasbers Ausstellung an exponierter Stelle in einer Glasvitrine bewundern. „Die in Tildens Büchern behandelten Lehrmethoden sind noch heute gültig“, weiß Gasber zu berichten.

Bücher, Stiche, Grafiken, Gemälde, Rackets – aber auch Plastiken, Bronzestatuen, Figuren und manchmal ganz einfach Kitsch beherbergt das „Tennis-Museum“, das mittlerweile schon längst international bekannt ist – zumindest in der Fachwelt.

Auf Einladung des Internationalen Olympischen Komitees nahm der gebürtige Wanne-Eickeler im

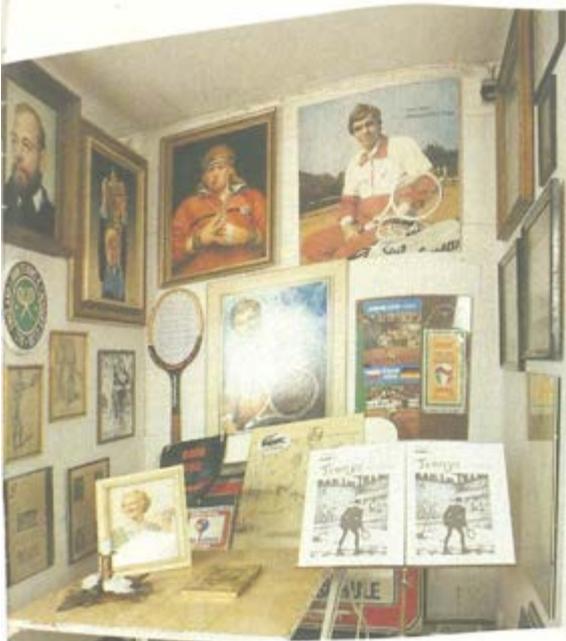
November 1985 am „World Meeting of Sports Museum Directors“ in Lausanne teil, wo 37 Länder aus fünf Kontinenten vertreten waren. Bei einem Empfang traf Gasber dort dann auch mit dem IOC-Vorsitzenden Juan Antonio Samaranch zusammen, den schon allein der Katalog über Gasbers Ausstellung beeindruckte. Beeindruckt, meist begeistert, war die Prominenz, die sich „vor Ort“ in Gasbers Tennis-Historie entführen ließ. „Wer diese Ausstellung nicht gesehen hat“, ließ sich DTB-Präsident Stauder entlocken, „kann sich gar nicht vorstellen, daß jemand soviel zum Thema Tennis beitragen kann.“ Als Gasber anlässlich der Davis-Cup-Spiele in der Essener Grugahalle im Oktober 1986 sein Museum fast „ausräumte“ und über 1000 Exponate in der Essener Sparkasse ausstellte, war Wilhelm Bungert, einstiger Wimbledon-Fi-

nalist und ehemaliger Kapitän der deutschen Davis-Cup-Mannschaft voll des Lobes: „Mein Herz schlägt gleich höher, wenn ich hier die vielen Kostbarkeiten betrachte.“ Klar, daß es den Sammler und Raritätenjäger während der drei Davis-Cup-Tage in Essen nie lange an seinem Stand im Foyer der schmucken Grugahalle hielt. Denn er „jagte“ Andres Gomez und Boris Becker – und hatte schließlich bei dem Ekuadorianer Erfolg: Dessen Schläger hängt jetzt – mit Autogramm natürlich – in der Nohlstraße.

Und die Oberhausener Adresse ist mittlerweile in Fachkreisen in ganz Europa und auch in den USA ein Begriff. „So bekomme ich aus aller Herren Länder immer wieder Tips, wo ich ein Stück für meine Ausstel-

Vielfältige Erinnerungen an die Geschichte des weißen Sports.





Gesichter, Urkunden, Plakate und Embleme dokumentieren den Wandel...



lung erstehen kann.“ Nach wie vor findet Gasber aber auch dort Raritäten, wo er vor 30 Jahren begonnen hat, nach ihnen zu suchen: Auf Trödelmärkten und Auktionen. Bisweilen ergattert er noch heute interessante Gegenstände bei solchen Gelegenheiten „für ein paar Mark“. Ein paar Mark mehr wert ist mittlerweile seine Ausstellung, schwer zu schätzen zwar, aber sicherlich kommt man auf eine sechsstelligen Summe. „Natürlich geht für das Museum meine ganze Freizeit drauf“, berichtet Gasber, „aber ich mache es gerne, zumal ich alle Stücke selbst restauriere. Außerdem habe ich mein Hobby zum Beruf gemacht. Was will ich mehr?“

Eifrige Unterstützung erfährt der Tennislehrer dabei auch durch seine Frau Rosemarie, die sich erst nach und nach von seiner Leidenschaft anstecken ließ und inzwischen ebenfalls eine Tennis-Expertin ist.

Und Experten legen gesteigerten Wert darauf, daß Gasbers Sammlung einem breiten Publikum bekannt wird. So stellt er seine Exponate mehrmals im Jahr bei bestimm-

... die Entwicklung des Tennis vom Elitesport zum Volkssport.

ten Anlässen – wie eben zum Beispiel dem Davis-Cup –, in Kreditinstituten und Kaufhäusern aus. Vom Kuratorium der Sport-Museums-Direktoren ist er kürzlich sogar angesprochen worden, ob er seine Stücke bei den Olympischen Spielen in Seoul präsentieren möchte. In Oberhausen werden Besucher übrigens nur nach besonderer Voranmeldung durch die Räume in der Nohlstraße geführt, offizielle Öffnungszeiten gibt es nicht. Das würde sich wahrscheinlich auch nicht rentieren, denn im Falle einer ganz-tägigen Öffnung müßte Gasber von seiner Ausstellung leben. „Natürlich ist das Tennis-Museum schon jetzt ein kommerzieller Betrieb“, erläutert Gasber, „aber mit dem Geld, das ich für die Ausstellung meiner Exponate an anderen Orten bekomme, kann ich gerade einmal die laufenden Kosten decken. Vielleicht“, so hofft Gasber, „kann ich mit dem Tennis-Museum einmal meinen Lebensabend bestreiten.“

Das wäre für den totalen Tennis- und Antiquitäten-Fan Horst Gasber in der Tat die Ideallösung. Dann hätte er endgültig das Angenehme perfekt mit dem Nützlichen verbunden.



DENEN SONST KEINER HILFT

von Klaus Feldkeller

„Unterwegs mit dem Mofa für den Frieden in der weiten Welt“ – was sich wie ein modernes Märchen anhört, hat der Rentner Herbert Lindner wahrhaftig in die Tat umgesetzt. 10.000 Kilometer hat er vor drei Jahren mit seinem Gefährt abgespult, um für jeden gefahrenen Kilometer eine Spende von 1 DM von der Bevölkerung zu erhalten. 1986 sollten es 25.000 Kilometer sein – und das

Viel Gutes ist bislang geschehen und dennoch: „Wir haben keinen Grund zu feiern, wir müssen eher traurig sein, vielen Kindern nicht helfen zu können,“ sagt Ronald Gegenfurtner, der an der Pfeilstraße im Norden Sterkrades für das Wohl und Wehe von über 60 vietnamesischen Kindern und Jugendlichen als Dorfleiter des Friedensdorfes verantwortlich ist und 1987 auf 20 Jah-

re dieser friedvollen Initiative zurückblickt.

Die Zeichen der Zeit deuten auf Sturm, als sich im Juni 1967 Israelis und Araber im Nahen Osten befeinden. Das Fernsehen liefert die Schreckensbilder eines drohenden Krieges ins Wohnzimmer; was einige Oberhausener zum Handeln treibt, damit unschuldige, hungernde, verletzte und sterbende Kinder nicht leiden müssen.

Teilnehmer einer Veranstaltungswoche des evangelischen Kirchenkreises Oberhausen, unter ihnen der vor zwei Jahren verstorbene Mitbegründer der späteren „Aktion Friedensdorf“, Pfarrer Fritz Berg-haus, entwickeln einen Plan: Schwerverletzte Kinder, die in den Kriegswirren medizinisch nicht ver-

Im Norden Oberhausens gelegen: Aktion Friedensdorf an der Pfeilstraße 35. (Luftbild freigegeben durch den Regierungspräsidenten Düsseldorf).



Unkonventionelle Hilfeleistung: Mit dem Mofa fuhr der Rentner Herbert Lindner nach Afrika, um die Bevölkerung aufzufordern, für jeden gefahrenen Kilometer zu spenden.

alles für die Aktion Friedensdorf, die auf unkonventionelle finanzielle Hilfe seit nunmehr zwei Jahrzehnten angewiesen ist.

Ob ein Hochzeitspaar auf Geschenke zugunsten einer Spende verzichtet, ob eine Schule den Erlös eines Weihnachtsbasars stiftet oder eine Betriebssportgemeinschaft gegen das runde Leder tritt, alles dies kommt der „Bürgerinitiative Aktion Friedensdorf“ für ihre humanitäre Hilfe zugute.



sorgt werden, sollen nach Oberhausen gebracht werden und nach ihrer Behandlung und nach Beendigung des Krieges in ihre Heimat zurückkehren.

Von vielen Seiten wird der „Bürgerinitiative in Sachen Frieden“ Unterstützung zugesagt, so von der Oberbürgermeisterin Luise Albertz

und von Superintendent Munscheid. Und auch konkrete Hilfe kommt.

So stellen die damaligen Hüttenwerke Oberhausen ein Grundstück zur Verfügung, auf dem das erste Friedensdorf in der Bundesrepublik gebaut wird.

Juni 1974: Die erste Gruppe vietnamesischer Kinder, die in die Heimat zurückkehren.



Die Firma Babcock schickt Facharbeiter, die zusammen mit dem CVJM Oberhausen und den „Falken“ den Bau ausführen.

Auch aus den benachbarten Niederlanden beteiligen sich Jugendgruppen an den Arbeiten.

Die „Gemeinschaft der Nothelfer“ aus Frankreich organisiert internationale Jugendaufbaulager, an denen hilfsbereite Vertreter aus 27 Nationen teilnehmen.

Was eigentlich als Überlebenshilfe für israelische und arabische Kinder des Sechs-Tage-Krieges gedacht ist, wird zur Lebensrettung für unschuldige Vietnamesen, die 1968 in Oberhausen eintreffen.

Mit den zunehmenden Kampfhandlungen in Vietnam geraten immer mehr Kinder als unschuldige Opfer in die Schußlinie der kriegsführenden Parteien. Unzählige haben keine Chance, dem brutalen Terror mit Bomben und Granaten zu entgehen. Tausende im ganzen Land bleiben verstümmelt oder gelähmt zurück.

Da die Not wegen der Ausweitung des Krieges in Vietnam sich dramatisch zuspitzt, beschließt die Aktion Friedensdorf eine Erhöhung der Bettenkapazität und vollendet im Oktober 1968 den 2. Bauabschnitt. Ein Rehabilitationszentrum entsteht, in dem die kleinen Kriegsoffer wieder daran gewöhnt werden sollen, ihre operativ und orthopädisch versorgten Glieder zu gebrauchen.

Im Juni 1969 trifft dann ein großer Transport Schwerverletzter in Oberhausen ein. 64 Kinder und Jugendliche hoffen auf Linderung ihrer Gebrechen und völlige Genesung. Bei vielen wird sich die Hoffnung nicht erfüllen lassen: Zu schwer sind ihre Verletzungen. Sie werden für immer körperbehindert bleiben.

Sommer 1967: aus einer Idee wird Wirklichkeit. Ein Jugendaufbaulager hilft mit, das Friedensdorf zu errichten.

Viele werden aber durch das Eingreifen der Mitarbeiter der „Aktion Friedensdorf“ vor dem sicherem Tod oder einem qualvollem Siechtum bewahrt.

Die Resonanz in der Öffentlichkeit auf die humanitäre Hilfe der Oberhausener ist positiv und drückt sich zu diesem Zeitpunkt in großzügigen Spenden aus. Es bestehen keine finanziellen Schwierigkeiten und weitere Hilfe wird in's Auge gefaßt.

mit Medikamenten nach Vietnam fliegt. Zwei weitere Einsätze schließen sich an.

Dann zeichnet sich das Ende des Krieges ab. Die Verantwortlichen des Friedensdorfes entscheiden schnell: Da die Überlebenschancen der Körperbehinderten sehr gering erscheinen, treffen sie die Entscheidung, mit ihnen nach Deutschland zurückzukehren.

Mit dem Ende des Vietnamkrieges hat auch das Spendenaufkommen

der Aktion Friedensdorf nachgelassen. Doch: 95 Vietnamesen müssen betreut werden. Ihre Behinderungen: Napalmverbrennungen, Polio, Querschnittslähmungen und Amputationen. Durch den langen Aufenthalt sind sie in ein Alter gekommen, in dem sie eine Berufsausbildung erfahren sollen oder unmittelbar davorstehen.

Fazit in nüchternen Zahlen: Weit über 150 Kinder kamen bis 1975 nach Oberhausen, um von der Aktion Friedensdorf medizinisch behandelt und danach sozial betreut zu werden.

Der Krieg ist zu Ende – doch die Opfer geraten erneut in Gefahr, als die finanzielle Versorgung der humanitären Einrichtung nicht mehr gewährleistet ist. Eine Haushaltslücke 1976 und langfristige Verbindlichkeiten für Rehabilitationsmaßnahmen überfordern die Leistungsfähigkeit der Bürgerinitiative, von der Bundespräsident Walter Scheel bei seinem Besuch am 20. 11. 1975 in

NGUYEN THI NU, 1975 bei einer Minenexplosion in Vietnam schwer verletzt.



Hilfsstation „Mimosa“, Dalat, 1974.

In Dalat, im Hochland von Vietnam gelegen, wird im Juli 1974 der Plan verwirklicht, die orthopädische Versorgung der Kinder vor Ort zu gewährleisten. Das vom Friedensdorf entwickelte Modell, die Kinder wieder in ihre Heimat zurückkehren zu lassen, scheint sich zu bewähren.

Doch die Zuspitzung des Krieges macht einen Strich durch die Rechnung. Die Sicherheit der schwer Körperbehinderten ist nicht mehr gewährleistet – sie müssen nach Saigon gebracht werden.

Kann man weiteren Kindern nicht mehr durch eine Versorgung in Deutschland helfen, so will man vor Ort eingreifen. Kurz entschlossen bildet man ein Team, das unter Leitung eines Arztes im Oktober 1974



Oberhausen sagt: „Die Aktion Friedensdorf ist ein Gütezeichen unseres Landes.“

Ein weiterer, fast tödlicher Angriff auf das Friedensdorf erfolgt 1979, als das Finanzamt per Steuerbe-

scheid über 600.000 DM für den Erlös aus Altkleider-Sammlungen fordert. Doch auch mit diesen Schwierigkeiten wird man schließlich fertig, denn die Kräfte werden für neue Aufgaben gebraucht.



Vietnamesische Kultur und Tradition in Oberhausen: Das Têt-Fest kündigt den Beginn des neuen Jahres nach dem Mondkalender an.



Der Schwerpunkt der Aktivitäten der Aktion Friedensdorf liegt seitdem im Aufspüren von Ausbildungs- und Arbeitsplätzen, damit den jungen Vietnamesen in Oberhausen ein selbstverantwortliches Leben ermöglicht wird und sie sich aus der Betreuung durch fremde Hilfe lösen können.

So soll der Heimbetrieb des „Dorfes“ nach den Worten Ronald Gegenfurtners auch in Zukunft „eine Art zweites Zuhause“ für Kinder aus Kriegs- und Krisen-Gebieten sein. Dabei will man die sozialpädagogische Nachbetreuung der über das gesamte Bundesgebiet verteilten ehemaligen Dorfbewohner nicht vernachlässigen.

Die Aktivitäten der Bürgerinitiative außerhalb Deutschlands sollen unter dem Namens Kürzel „Friedensdorf International“ gebündelt werden. Humanitäre Hilfe soll vor Ort geleistet werden. Anfragen an die Oberhausener Einrichtung liegen aus Bolivien, Sri Lanka und Vietnam vor, wo dioxingeschädigte Kinder auf Hilfe warten.

Den dritten Schwerpunkt bietet seit Mitte letzten Jahres das „Friedensdorf-Bildungswerk“, das einen Beitrag zum friedlichen Zusammenleben aller Menschen durch Weckung eines humanitären und sozialen Bewußtseins leisten will.

Dazu braucht man viel Geld, das die „Aktion Friedensdorf Oberhausen“ durch Mitgliedsbeiträge und Spenden (Stadtsparkasse Oberhausen, Nummer 102 400 oder Postscheck-Konto 1218-434) hoffentlich auch in Zukunft erhält.

20 Jahre Hilfe

1967



1987

AKTION FRIEDENSDORF
... denen sonst keiner hilft

Mit einem speziellen Briefstempel weist das Postamt Oberhausen auf das 20-jährige Bestehen der „Aktion Friedensdorf“ hin.

225 JAHRE SCHMACHTEN DORF

von Karl Lange

Am 22. Januar 1917 beschloß der Gemeinderat in Hiesfeld, die Selbständigkeit aufzugeben und sich mit der Stadt Dinslaken zu vereinigen. Bei dieser Gelegenheit fiel der südliche Teil der Gemeinde an die damals noch selbständige Stadt Sterkrade. Zu dem abgetretenen Gebiet gehörte auch die Bauernschaft mit dem seltsamen Namen Schmachtendorf.

Die ersten Nachrichten über Ansiedlungen in dieser Gegend stammen vom März 1749. Hier ist von dem Füsilier Johann Fester die Rede, der sich auf dieser Heide ein Häuschen baute. Da er es ohne behördliche Genehmigung errichtete, zog er sich das Mißtrauen seiner Nachbarn zu.

Sie beschwerten sich beim Landrichter Dethmar von Damm in Dinslaken über diese Ansiedlung, worüber der Landrichter ein Protokoll abfaßte. In einem Begleitschreiben dazu erwähnt er einen Jan Bleckmann, ebenfalls ein „altgedienter Soldat“, der sich schon vor dem Füsilier Fester in der Gegend angesiedelt hatte.

Bemerkenswert ist, daß sowohl Bleckmann als auch Fester angeblich vom Förster das Bauholz erhal-

ten hatten, ohne daß sie eine besondere Bauerlaubnis besaßen. Die Unterstützung dieser „Landescapitulanten“ durch die Förster lag wohl in der besonderen Fürsorge des Königs für seine Soldaten begründet, vor allem für seine ausgedienten, die Invaliden.

Er wollte diese „ausrangierten Untertanen“ als „Schulmeister, Holzwärter, Feld- und Wiesenhüter, alle anderen aber als Büdner“ untergebracht wissen, da „es die armen Leute meritieren (verdienen), daß man sich ihrer annimmt und vor sie sorgt“.

Die Regierung war allerdings gegen diesen „wilden“ Anbau; einmal weil sie auf diese Weise die Kontrolle über derartige Ansiedlungen verlor, zum andern aber wohl wegen der vielen Beschwerden, die oftmals zu langen Prozessen führten.

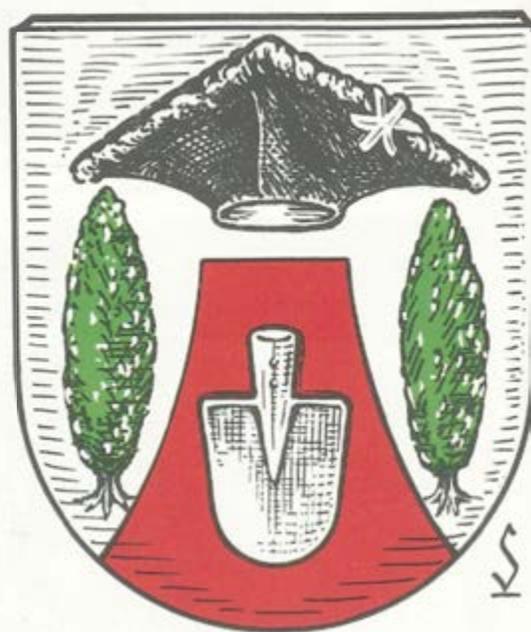
Johann Fester wurde weiterhin angefeindet. Doch blieb er in seinem Häuschen wohnen. Während der Platz nicht bekannt ist, wo sich Johann Bleckmann angesiedelt hatte, lag die Katstelle des Johann Fester am Waldzipfel des Sternplatzes.

Zur gleichen Zeit etwa hatten sich die Eheleute Heinrich Hingsen-

kamp aus Hiesfeld in der Nähe ein Haus gebaut. Aber schon 1755 verkauften sie es wieder an die Eheleute Adolph Eulerich aus Kirchhellen. Die noch vorhandene Verkaufsurkunde dieses Hauses ist die älteste Urkunde von Schmachtendorf.

Für die gleichen Jahre wird außerdem noch ein anderer Ansiedler auf der Bergischen Hufe bezeugt. Es ist Hermann Bellingroth, dessen Nachkommen noch heute in Schmachtendorf wohnen.

Nicht viel später baute sich hier Heinrich Böhmer aus Hiesfeld mit seiner Familie ein Haus. Dieser Heinrich Böhmer starb 1762, und seine Witwe heiratete im nächsten Jahre den Matthias Kücky, einen „Füsilier unter dem Regiment Hessen Cassel“. Die Heirat ging wahrscheinlich auf die Bekanntschaft



Schmachtendorfer Wappen 1762 - 1987.

mit Johann Fester zurück, der im selben Regiment gedient hatte.

Zu diesen Einwohnern gesellte sich in jenen Jahren noch Hermann Heisterkamp aus Hiesfeld als weiterer Siedler.

Als Johann Fester im Siebenjährigen Krieg gefallen war, heiratete seine Witwe 1759 den inzwischen verwitweten Hermann Heisterkamp. Er zog in ihr Haus und verkaufte seine Hütte an Wilhelm Eulerich, den Bruder des bereits dort wohnenden Adolph Eulerich.

Bis um 1770 waren 5 Katstellen entstanden, deren Erbauer zum Teil verstorben, zum Teil verzogen wa-

de nicht weit vom Forsthaus entfernt“ vermessen, weil „für diese die zehn Freijahre längst verflossen sind“ und sie nun ihre Abgaben zahlen sollen. Es wurden hier die bereits erwähnten 5 Katstellen aufgeführt:

- Nr. 1 Ad. Eulerich 1 Morg. 110 Rut. = qm
- Nr. 2 Matth. Kücky 205 Rut. = qm
- Nr. 3 Herm. Bellingroth 152 Rut. = qm
- Nr. 4 Wilh. Eulerichs Kath 592 Rut. = qm
- Nr. 5 Wittve Vorster 384 Rut. = qm

Über die Vermessung ihrer Grundstücke waren die Siedler keineswegs erbaut. Sie hätten viel lieber das ungestörte Leben weitergeführt. Da sie als Kolonisten anerkannt waren, hatten sie sich bisher auf die Vorrechte verlassen, die Friedrich II. 1769 allen Siedlern zuerkannt hatte.

Auf die Eingabe des Landmessers Höffele übersandte die Regierung gleich die Pachtanschläge für die 5 Siedler.

Daraufhin besuchte der Amtmann Schaumburg die Siedler und übersandte der Regierung anschließend einen Bericht darüber. Trotz dieses Gutachtens, aus dem die Armut der Siedler eindeutig hervorgeht, setzte nach der Vermessung die Besteuerung ein. Doch waren ihnen die Steuersätze allzu hoch.

Adolph Eulerich empfand die ihm abgeforderten 7 Taler als solch großes Unrecht, daß er auf seine Katstelle verzichten wollte. Sie weigerten sich nun alle, der Zahlung nach-

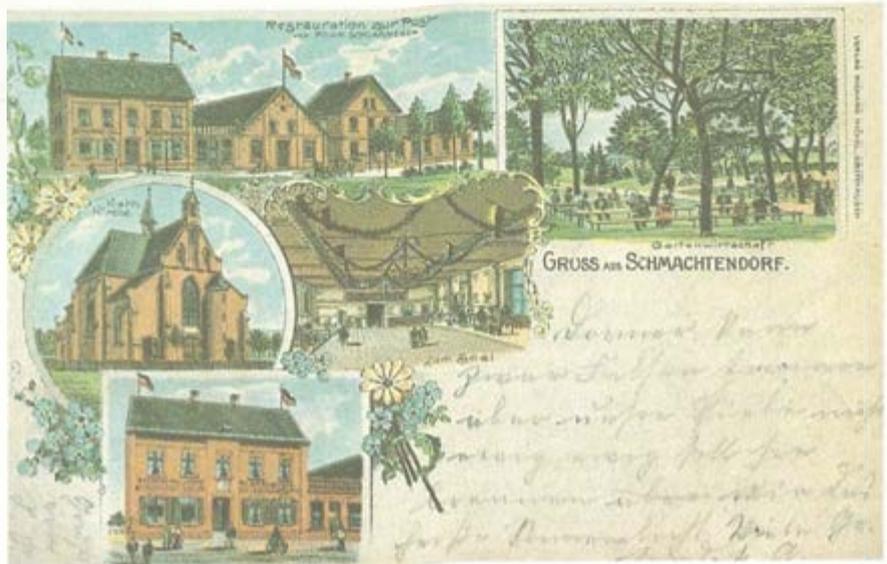


Schmachtenorf-Mitte um 1900.

ren. In den letzten 10 Jahren hatten sich keine weiteren Siedler angebaut. Sie erhielten auch keinen Zugang, als Friedrich II. von Preußen Ländereien für die Einwanderer aus der Pfalz suchte.

Als der Amtmann Schaumburg von Holten der Kriegs- und Domainen-Kammer in Kleve melden sollte, wo man Kolonisten ansiedeln könnte, empfahl er in seinem Bericht vom 14. April 1769 die Sterkraider Heide. Dort wurden die Kolonisten später auch angesiedelt (auf der Königshardt).

Die erste amtliche Nachricht über die Siedler am Handbach stammt aus dem Jahre 1773. Am 14. Juni wurden auf „Königliche Ordre“ von dem Landmesser Höffele die „Colonisten Etablissements am Starckrather Walde längs der Hiesfelder Hei-



zukommen. Deshalb verfügte die Regierung in Kleve, daß „das Land öffentlich dem Meistbietenden auf 6 Jahre verpachtet werden solle“. Diese Mitteilung wurde in Sterkrade, Holten, Dinslaken und Beeck „von allen Canzeln“ abgekündigt.

Da sie weiterhin auf ihrer Weigerung beharrten – und keine Pächter gefunden werden konnten – kam am 15. September 1773 ein Vergleich zustande. Darin wurde festgelegt, daß die jährlichen Abgaben in drei Raten gezahlt werden konnten: zu Martini (11. 11.), Lichtmeß (2. 2.) und Trinitatis (Sonntag nach Pfingsten).

Die Armut regierte also die Siedler, und es verwundert deshalb nicht, daß sie sich öfter als einmal aus den umliegenden Waldungen das holten, was für sie lebensnotwendig war. Dort mögen sie ihr Brand-, vielleicht sogar ihr Bauholz

Verhältnissen heraus ist wohl auch der Name Schmachtendorf erwachsen. Er ist unmißverständlich eine Armseligkeitsbezeichnung, vielleicht mit einer Kleinigkeit Spott gemischt.

Hauptlehrer Twardy von der Dunkelschlagschule schrieb 1879 in seine Schulchronik: „Den etwas romantisch klingenden Namen Schmachtendorf soll den 8 Besitzungen ein gewisser Jonas, königlicher Förster an der Handbäck, gegeben haben. Er, der Förster, nannte sich zuweilen auch Fürst von Schmachtendorf“.

Wenn das auch nicht urkundlich belegt werden kann, so liegt es doch den Verhältnissen entsprechend sehr nahe, daß Jonas diesen Siedlungsnamen geprägt hat.

Der Name taucht schon im Jahre 1762 auf. Wir finden ihn im Hiesfel-

stein von Hiesfeld vom 7. 7. 1777 finden wir ihn zum zweiten Male in der heutigen Schreibweise. Von da ab erscheint die Ortsbezeichnung Schmachtendorf öfter in den Kirchenbüchern.

Nach 1775 kam ein weiterer Ansiedler hinzu. Es war Dietrich Flötgen aus Bottrop. Er kam demnach als „Ausländer aus Barup im Cöllnischen“ und war Knecht.

Aus der gleichen Zeit ist uns noch ein anderer Siedler bezeugt. Es ist Jan Wunmann. Er hat sich aber mehr zu den Bewohnern des Waldhuck gehalten, da er dorthin verschwägert war und außerdem etwas abseits von den Handbachsiedlern auf der Bergischen Hufe wohnte (gegenüber der Herbartschule).

In einer „Hebeliste für Rauchhühner“ aus der Zeit um 1790 finden wir einen neuen Bewohner Schmachtendorfs: W. Sustmann. Er hatte die Katstelle von dem Soldaten Matthias Kücky übernommen.

Es fällt auf, daß hier so viele Soldaten gewohnt haben. Sie waren in der Festung Wesel stationiert und hatten durch Bekannte und Verwandte Beziehungen nach Hiesfeld, Holten, Sterkrade und zu den Ansiedlungen auf der Königshardt und in Schmachtendorf. In den Kirchenbüchern aller Gemeinden der Umgegend finden wir Eintragungen, wonach sie Mädchen aus den umliegenden Dörfern geheiratet hatten.

Die erste Karte, auf der die Handbachsiedlung eingezeichnet ist, stammt aus dem Jahre 1789. Sie weist 6 Katstellen auf. Weitere Häuser entstanden erst nach 1800.

Im Oktober 1803 heiratete Wilhelm Venn bei Flötgen ein. Aus demselben Jahre wird Wilhelm Schläger bekundet, der die Schlägerkate erbaute (es war das älteste Haus an der Oranienstraße). Im Jahre 1811 wurde Joes Heinrich Schanze (Schenzer) mit Anna Katharina Soustmann getraut und blieb hier im Ort. Im Oktober 1819 vererb-



Frühere Dunkelschlagschule, jetzt Schmachtendorfer Gesamtschule.

geholt, Beeren gesammelt und zuweilen wohl auch gejagt haben: Alles ohne Erlaubnis der Förster, denn jeder Erlaubnisschein mußte auch wieder mit einigen Stübern bezahlt werden. Vor allem der Walddiener Jonas vom Forsthaus Handbeck hatte dadurch manchen Ärger mit ihnen.

Aus diesen bedauernswürdigen

der Kirchenbuch zum ersten Mal erwähnt anlässlich einer Beerdigung. Er wurde damals Schmachen- oder Schmalendorf geschrieben.

Der heutige Name Schmachtendorf erscheint zum ersten Mal im Jahre 1776 im Hiesfelder Kirchenbuch. In einem Brief des katholischen Pfarrers Korn von Sterkrade an den lutherischen Prediger Eck-

pachtete der Fiskus an Gottfried Herforth 6 Morgen und 120 Ruten Land „in der Hühnerheide nahe der Handbache bei der Bergischen Hufe in dem sogenannten Schmachtendorf belegen . . . mit Erteilung der Befugnisse ein Haus zu erbauen“. Das war die siebente Katstelle im alten Schmachtendorf.

Einige Jahre später kamen wieder neue Anwohner hinzu, ohne daß aber neue Häuser gebaut wurden: 1824 Stratmann, 1825 Kirchmann, 1827 Höfken und zwischen 1830 und 1835 Steck, Spielmann, Notthoff und Peters. Sie alle haben eingehiratet bei Eulerich, Belgrath und Flötgen.

Inzwischen ging es den Siedlern wirtschaftlich etwas besser. Sie waren sogar in der Lage, ihre Forstauschläge zu erweitern. 1835 verkaufte die Gemeinde Hiesfeld den

Zuzug. Die Bauern und sonstigen Alteingesessenen hatten zur Abfindung ihrer Gerechtsame in der Hühnerheide, vor allem ihrer Schafhudeberechtigung, Land auf der Bergischen Hufe erhalten.

Da dieses Gelände aber nur aus leerer Heide bestand und oftmals weit von ihren Höfen und Kotten entfernt lag, besaß es für sie nur geringen Wert. Sie mußten außerdem für diesen nutzlosen Grund noch Steuern entrichten. Deshalb veräußerten sie ihn bei der ersten Gelegenheit.

Diesen beginnenden Zuzug versuchte der Gemeinderat von Hiesfeld für die Gemeinde besonders zu nutzen. Er bestimmte im April 1852, daß „neue zuziehende Bürger pro Familie ein Einzugs geld von 50 Talern zahlen“ sollten zur Unterstützung der Armen.

Dabei verzeichnen wir gewisse Höhepunkte in der Besiedlung. Zwischen 1870 und 1880 wirkte sich der Aufschwung der Gutehoffnungshütte in Sterkrade besonders aus. Den stärksten Zuzug erlebte Schmachtendorf in den Jahren 1900 bis zum ersten Weltkrieg durch den Ausbau der Zeche Hugo am ehemaligen Waldteich.

Durch die Gründung der Ruhrchemie in Holten stieg nach 1930 die Zahl der Bevölkerung weiterhin an, und nach 1945 strömten vor allem viele Flüchtlinge in den Ort.

Schmachtendorf ist inzwischen zu einem wirtschaftlich bedeutenden Nebenzentrum herangewachsen, ist ein begehrtes Wohngebiet geworden und entwickelt beachtenswerte kulturelle und sportliche Aktivitäten, die seine gegenwärtige Bevölkerungsschicht widerspiegeln.



Schmachtendorf-Mitte 1986.

Schmachtendorfern sämtliche Landstücke am Handbach, die zwischen ihren Besitzungen lagen, und damit waren auch die Jahre der größten Armut und Not vorbei.

Durch Landverkäufe in der Handbachsiedlung und die um 1850 erfolgte Spezialteilung der Gemeinheitsländereien erhielt die ursprünglich kleine Siedlung ständig

Doch wurde durch diese Maßnahme die Ansiedlung mehr gehemmt als gefördert. Im Februar 1858 wurde daher dieses Einzugs geld auf 20 Taler gesenkt, um „vor allem den Fabrikarbeitern den Anbau“ zu ermöglichen. Später fiel es dann ganz weg.

Mit dem Aufblühen der Industrie wuchs die Einwohnerzahl weiter.

Durch den ständigen Zuzug, vor allem in den letzten 25 Jahren, hat sich seine Bevölkerungsstruktur verändert. Doch sind seine Einwohner stets darauf bedacht gewesen, die Neuerungen im Wandel der Zeit zu erkennen und die örtlichen Verhältnisse mitzugestalten, damit der Ort eine Unverwechselbarkeit erhält, mit der sich der Schmachtendorfer identifizieren kann.

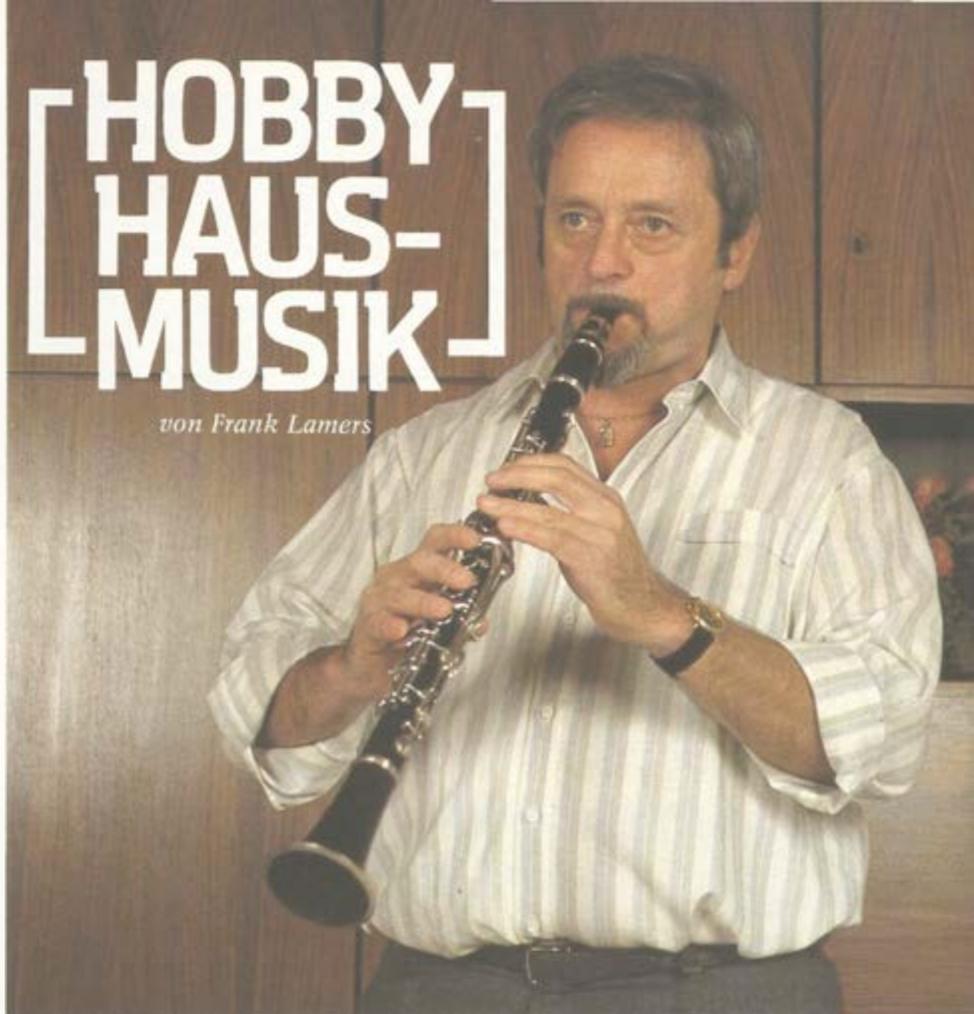
„Geboren wurde ich in einer Bergarbeitersiedlung. Die war Eisenheim ganz ähnlich, in Essen-Katernberg. Die Gelsenhorstsiedlung. Die wurde aber irgendwann wegsaniert, plattgemacht mit der Raupe, obwohl es da wunderschön zu wohnen war. Mein Vater arbeitete auf der Zeche Zollverein.“

Vor Jahrzehnten reviertypisch, und doch: Eines Tages bekam der Bruder eine Geige. Mit ganz großen Augen betrachtete der kleine Heinzlothar Freis den älteren Bruder und dessen zartes Instrument. Wie gerne hätte er es gespielt, wie gerne hätte auch er ein Instrument besessen: „Später spielte der Bruder mit der Geige in einem Bandoneon-Orchester und ich konnte ab und an mit zur Probe gehen. Ich war damals schon 19 Jahre alt, als in diesem Orchester ein Instrument nicht besetzt werden konnte. Der Kontrabaß.“

Profimusiker wäre er gerne geworden, ein Leben hätte er gern geführt, ganz für die Musik, mit der Musik. Ein halbes Jahr lang besuchte er die Folkwangschule. Seine Situation aber war nicht gerade rosig. – Nein. Eher alles andere: Die Schule kostete Geld. In einem einzigen Jahr so viel, wie der Vater in einem Monat nach Hause brachte. Und dann kamen noch Fahrgeld, Noten usw. hinzu; eine Klarinette mußte gekauft werden. Auch das Spiel auf ihr erlernte er, neben dem Kontrabaß, denn er war natürlich eingetreten in das Bandoneon-Orchester, das kostete nur Fleiß. Aber die Folkwangschule: Da gab es als Pflichtfach das „Klavier“, auch das beschaffte Heinzlothar Freis noch, doch dann mußte er den Ort seiner Träume von musikalischer Professionalität verlassen, weil die Familie die „hohen Kosten“ nicht verkraften konnte. Seitdem, so sagt er, war die Musik sein Hobby. Ein Hobby, für das er die ganze Familie, beinahe die ganze Familie, begeisterte. Ein Hobby, dem er heute noch mit großer Begei-

[HOBBY HAUS- MUSIK]

von Frank Lamers



sterung im eigenen Heim frönt, ebenso wie die Töchter, Beate, Claudia, Andrea, die die vergangenen Träume des Vaters für sich unter besseren Bedingungen in Realität verwandeln wollen.

Immer wieder konnte er zurückgreifen auf das, was er in den frühen Jahren der musikalischen Leidenschaft gelernt hatte, auf das, was er erstanden hatte. Tischler ist er von Haus aus, aber auf die Staatsbauschule wollte er gehen. Die Musik ermöglichte es ihm. Den Lebensunterhalt verdiente er mit Tanzmusik, jeden Samstag und Sonntag ging es „über die Dörfer“, überall wurde zum Tanz aufgespielt, live, mit Heinzlothar Freis, mit seinen Brüdern Adolf und Eugen und mit anderen Musikern. Seriös, im Anzug,

Jede freie Minute gehört der Musik.

glitzernd, mit Fliege oder Krawatte, oder den Zeichen der Zeit auf der Fährt, mit gekaufter Pilzkopfperrücke und mit den Liedern, die in diesen Jahren den Grundstein zum Wohlstand einer Band aus revrierähnlichen Verhältnissen legten, der Liverpools „Beatles“: „Auf die Bühne sind wir und haben yeah, yeah, yeah geschrien“, erinnert sich Freis, der heute als Stadtplaner im Rathaus tätig ist.

Das alles hätte auch ganz anders kommen können: Hätte der Bruder nicht die Geige bekommen, hätte man ihn nicht gefragt, ob er den Kontrabaß spielen wolle im Bandoneon-Orchester, hätte er nicht den Traum vom Profimusiker aufgeben



Nur Fleiß und Beharrlichkeit führen zur Perfektion.

in die eigene genommen, sie betrachtet „wie ein Taubenvater die Flügel seiner Tauben spreizt“ und gesagt: Ist ja schon sehr ausgeprägt. – Ein positives Urteil, dessen Richtigkeit sich bestätigte.

Heute spielt Beate also meist das Klavier, wenn die Freis' im eigenen Heim ein Konzert geben, oder wenn sie für oder mit Nachbarn oder Freunden spielen. Sie könnte aber auch das Cello zur Hand nehmen, oder die Oboe. Beide Instrumente hat sie zu spielen gelernt. Das Cello als Orchesterinstrument, weil sie Musik auch mit anderen Menschen und in größeren Gruppen machen wollte, die Oboe, weil sie im Streichorchester der Paulus-Kirche, in dem der Vater den Kontrabaß spielt („Ich bin Katholik, aber ich spiele gern bei der Konkurrenz.“) einmal einen „fantastischen Oboe-Spieler“ gehört hatte. Nach Hause war sie gerannt und hatte gerufen: Nie mehr Cello.

Doch sie spielt auch noch Cello, die Studentin der Folkwang-Musikhochschule, zumindest im Hause Freis, wenn gemeinsam musiziert wird und die Besetzung es erfordert. Ein Heim übrigens, das ganz abgestimmt auf die musikalischen Bedürfnisse der Familie eingerichtet wurde: „In Lirich hatten wir eine Mietwohnung, da kam auch schon mal einer an die Tür und meinte, Herr Freis, ich kann ihre Blaserei (auf der Klarinette musizierte er) nicht mehr ertragen.“ Meist aber waren die Erlebnisse mit dem musikalischen Engagement auch in der Mietwohnung sehr positiv: „Spielen sie doch noch einmal 'La Paloma'“ hatte Frau Protti vom italienischen Eispalast seinerzeit immer wieder gebeten.

Dennoch war es schon gut, daß die Freis' den Wohnort wechselten, nicht, weil die Töne mit den Jahren



Das Drei-Mädel-Haus hat es vom Vater – die Liebe zur Musik.

müssen. Ja, vielleicht hätte Beate dann nie nach dem Kindergarten versucht, die Melodien, die sie gehört hatte, auf dem Klavier nachzuspielen. Vielleicht hätte Heinzlothar Freis sie dann nie gefragt: „Hast du Spaß daran?“ Und vielleicht hätte sie dann nie gesagt: „Ja.“ – „Das war ihr Fehler“, sagt der Vater heute. Vier Jahre war die Beate alt, als sie das schicksalsträchtige Ja-Wort gab, das sie an die Musik binden sollte. Sicher, der Vater hatte es nicht geplant, konnte es zu diesem Zeitpunkt gar nicht planen, doch nach dem frühen Interesse der Tochter war klar, daß in der Familie Freis immer Musik sein würde.

Nach zwei Jahren nahm Beate das erste Mal im Schloß Oberhausen am Wettbewerb „Jugend musiziert“ teil. Als jüngste Teilnehmerin wurde ihr der zweite Preis überreicht: „Ich weiß nicht“, sagt sie heute, „hätte ich nicht von Anfang an solchen Erfolg gehabt, hätte ich nicht bei Wettbewerben immer vorne mitspielen können, wäre ich vielleicht nicht so motiviert gewesen, immer weiterzumachen.“ Sie machte immer weiter, hatte zunächst Unterricht bei Norbert Hüllen, wechselte dann zu Irmgard Giesen-Kinderdick, die die kleine Beate im Schloß Oberhausen musizieren gehört hatte. Der Vater hatte sich an die Lehrerin gewandt, sie solle doch seine Tochter unterrichten. Und Irmgard Giesen-Kinderdick hatte die Hand der Tochter



Alte Musik in modernen Räumen.

immer schräger geworden wären, nein, weil auch Claudia, die Zweitälteste, Musik machen wollte. Blockflöte lernte sie zunächst – und Klavier. Dann geriet sie in Schwierigkeiten, denn das Klavierspiel wollte ihr in jungen Jahren nicht so recht von der Hand gehen. So wechselte Claudia zur Querflöte. „Die Querflöte“, sagt ihr Vater heute schon 'mal, wenn er von der „Zweiten“ spricht, er könnte auch von der „Schlagzeugerin“ sprechen, denn „gerade die zarteste von allen bedient das Instrument, das den Muskelzuwachs bei Rockmusikern so schön fördert. – Auch den Weg der „Flötistin“, die heute am Robert Schumann Institut in Düsseldorf studiert, säumen die Erfolge bei Wettbewerben, auch sie möchte Musiklehrerin werden. Obwohl es ihr auch heute „noch besser gehen“ würde, wenn sie damals das Klavier „durchgehalten“ hätte. Nicht umsonst heiße es ja, so der Vater, „man müßte Klavier spielen können“: „Ich werde es vielleicht noch lernen, wenn ich die Rente durchhabe.“

Dafür, daß der Rhythmus bei der Familie Freis stimmt, sorgt aber den-

noch Claudia, wenn dann mal alle zusammen sind. Die beiden älteren Töchter sind während des Semesters ja meist „auswärts“. Da bleibt dem Vater nur die Andrea, die aber bereits ebenso wie ihre großen Schwestern bei den „Jugend-Musikwettbewerben“ mehrfach ausgezeichnet wurde und auch beim hausmusikalischen Spiel durchaus mithalten kann. 14 Jahre ist sie jung, mit sieben Jahren hat sie in der Bar des Hauses eine alte Trompete entdeckt und gedacht, die oder keine. Es wurde keine Trompete, denn da konnte der Papa nicht helfen. – Aber bei der Klarinette, da konnte er. Und das war gut, denkt Andrea: „Immerhin kann man da auch auf die Klappen drücken.“ Wenn sie heute nicht mehr mit dem Vater musiziert, dann geht sie in die Musikschule Mülheim, wo sie eine ebenso gute Ausbildung erhält, wie ihre Schwestern. „Da“, so meint Mutter Heidemarie, „hatten wir immer sehr großes Glück.“

Das Klavier der Beate stand im Kinderzimmer, der Vater hatte es erstanden, als er auf die Folkwangschule ging; das Cello wollte Beate spielen, weil sie in der Gruppe musizieren wollte; das Spiel auf der Oboe lernte sie, weil sie ein „Schlüs-

sel-Hörerlebnis“ hatte; Claudia kam zum Schlagzeug, weil der Familie der „Rhythmus“ fehlte; Klarinette spielte der Vater ebenfalls an der Folkwangschule, so kam Andrea zu ihrem Instrument. – Wie aber kam die Querflöte ins Spiel? – Mit der Mutter: Heidemarie Freis wurde bislang wenig erwähnt, sie hätte erwähnt werden können, denn, weil sie so sorgfältig Buch führte, weil sie den Fotoapparat bediente, wenn die anderen Familienmitglieder auf der Bühne standen, kann das Geschehen so gut nachvollzogen werden. Sie selbst aber scheint nicht infiziert zu sein vom „Virus Musik“, der so tief ins Blut dringt, daß kein Arzt mehr eine auf „Heilung“ Hoffnung machende Diagnose stellen kann. Oft hat ihr Mann sie gefragt, ob sie denn nicht auch Spaß daran hätte, ein Instrument zu spielen. Und wenn, was? Kontrabaß wollte sie nicht, das konnte der Gatte verstehen, Klarinette sollte es auch nicht sein – aber Querflöte, das könnte sie sich gut vorstellen: „Sie hatte den Wunsch aber mit einer Bedingung verknüpft. Nur ich dürfe ihr Unterricht erteilen“, erzählt Heinzlothar Freis: „Da habe ich halt Querflötenunterricht genommen. Geübt und geübt habe ich. Dann wollte ich es meiner Frau vermitteln, doch sie hatte die ganze Zeit über aufmerksam mein Bemühen verfolgt . . .“ – und meinte schließlich: „Wenn ich immer höre und sehe, wie du übst, dann fange ich das besser gar nicht erst an“. Doch ihr Mann hat die Hoffnung noch nicht aufgegeben. Den Schellenring oder den Triangel spielt Heidemarie Freis im Kreise ihrer Familie. Sie ist aber nicht unzufrieden, wenn ihre Hausmusiker Klassisches (da haben sich die Generationen gefunden) so oft es geht intonieren. Nur, wenn der Ehemann und Vater noch vor dem Fernseher auf der Gitarre übt, dann ist es ihr schon 'mal zuviel der Liebe zur Musik.

DAS LUDWIG-INSTITUT FÜR KUNST DER DDR

Eine Sammlung der Superlative

von Mathias Cumpel



Oberhausen verfügt mit der Sammlung Ludwig über die weltweit bedeutendste und größte Sammlung aktueller Kunst aus der DDR. Nicht im Kölner Museum Ludwig, dem größten und repräsentativsten Museumskomplex der Nachkriegsgeschichte, nicht in Wien, Rom oder Paris kann man an einem Ort – im Überblick und ständig zugänglich – soviel hervorragende Meisterwerke der letzten Jahrzehnte aus diesem Land sehen und erleben. Menschen, die sich für diese Möglichkeit des Kulturaustausches mit unseren deutschen Nachbarn interessieren, kommen nach Oberhausen, ins Zentrum des Ruhrgebietes, wo im Schloß neben der Städtischen Galerie seit dem Sommer dieses Jahres das Ludwig-Institut mit großzügig neu ausgestatteten Ausstellungsräumen untergebracht ist.

Nachdem für die städtische Malerschule ein neues Domizil bürgernah in der ehemaligen Adolf-Feld-Schule hergerichtet wurde, konnte die barocke Schloßanlage in ihrer ursprünglichen architektonischen Ausstrahlung der Innenräume weitgehend wieder hergerichtet werden. Für Oberhausen, einer Stadt mit nur wenigen baugeschichtlichen alten Denkmälern, ist die Wiederherrich-

tung dieses Schloßkomplexes allein schon ein Rückgewinn an kultureller Tradition, ein Stück bedeutender Teilhabe an kulturgeschichtlicher Einbindung dieser ansonsten von der Industrialisierung und Industriebrachen geprägten Stadt.

Der Besucher, der vom Schloßinnenhof her die neuen Räume des Ludwig-Institutes betritt, erfreut sich eines Blickes durch die geschwungenen Bögen der Fenster und Türen des Rundbaus in den unmittelbar anschließenden Kaisergarten, mit dessen Flora die Skulpturen und Gemälde der Sammlung Ludwig in spannungsvolle Beziehung treten. Nach zwei Seiten hin folgen die Säle und Kabinette dem Kreisbogen des Grundrisses der barocken Gesamtanlage, die den Innenhof mit Grünfläche und Brunnenbecken umschließt.

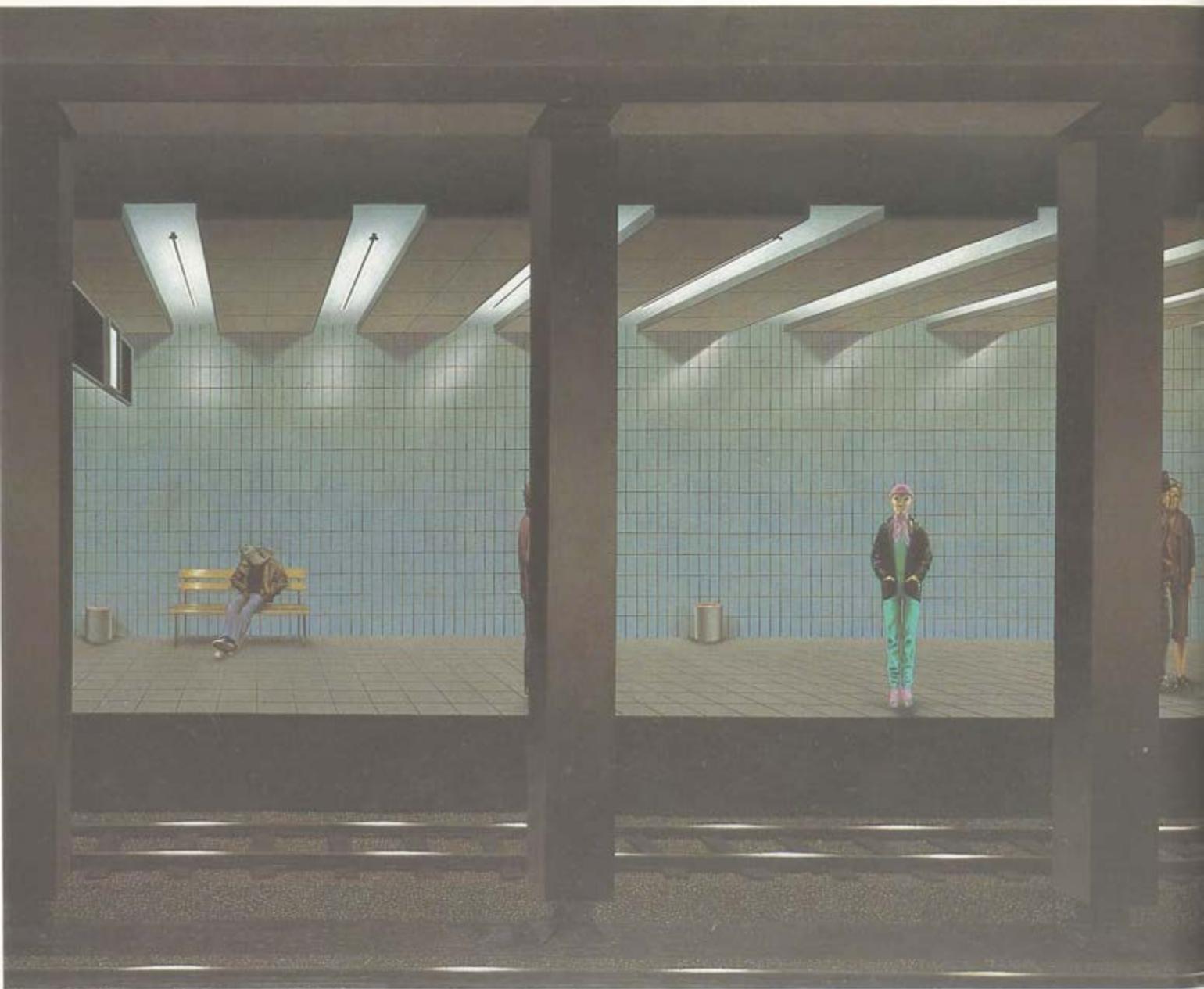
Schloß Oberhausen ist so zu einem kulturellen Zentrum für Bildende Kunst geworden, das neben der Präsentation aktueller Kunst aus der DDR in der Städtischen Galerie laufend auch Ausstellungen zur Kunst und Kunstgeschichte des westlichen Abendlandes zeigt. Es entstehen so einzigartige Vergleichsmöglichkeiten, die gemeinsame Ursprünge und Unterschiede in der Kunstentwicklung beider

deutscher Staaten sichtbar werden lassen. Durch die der Schloßanlage angeschlossenen Gedenkräume, die demnächst eine neue Ausstellung zur Geschichte des Oberhausener Widerstandes während der Zeit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft beherbergen werden, wird dieses Kulturzentrum in die friedenspolitische Erziehungsaufgabe jeder verantwortungsbewußten Kulturarbeit eingebunden.

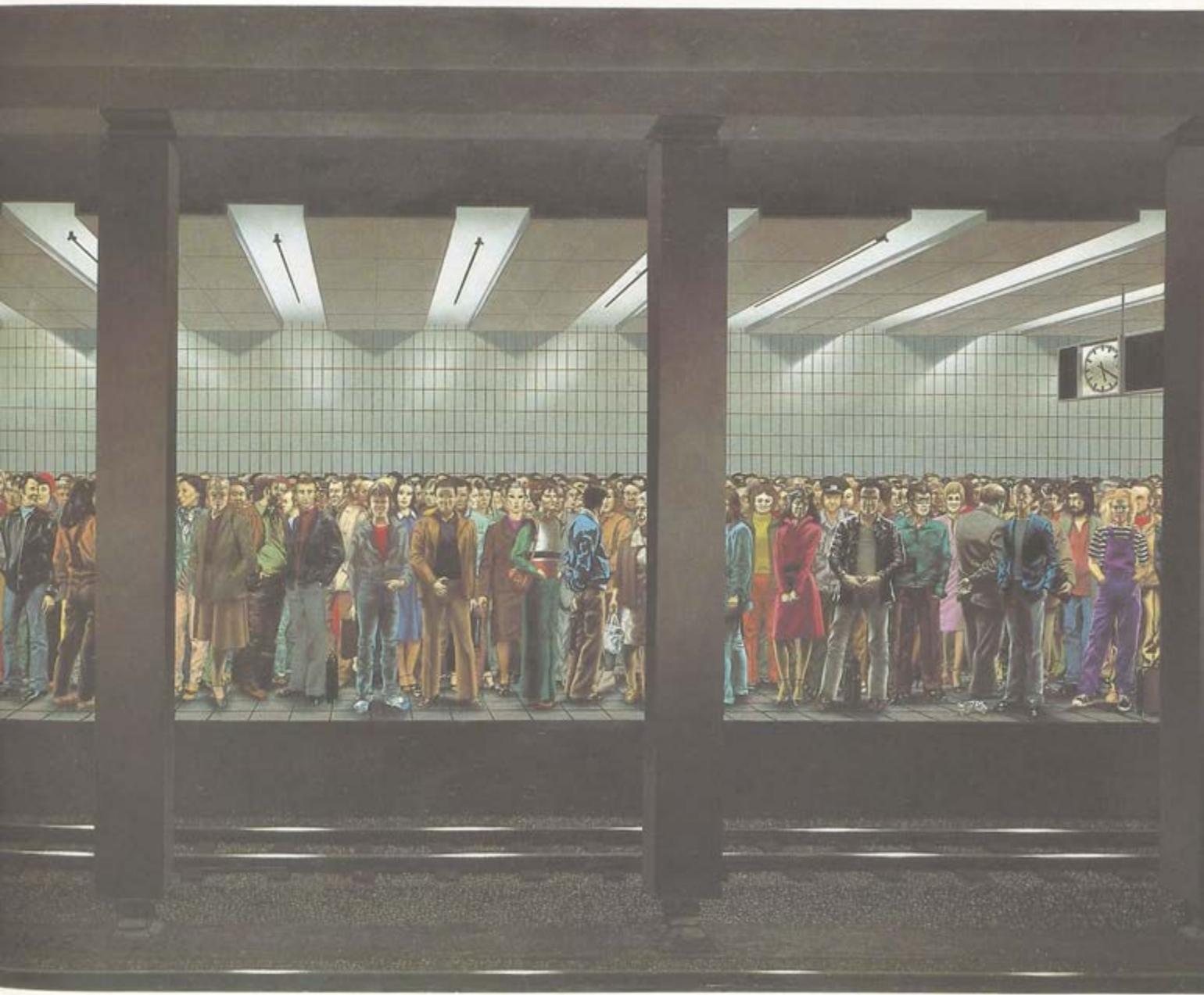
Es bleibt zu wünschen, daß das Oberhausener Schloß schon bald auch den vielen erholungssuchenden Bürgern im Kaisergarten zugänglich gemacht wird, wenn ein neuer Zugang direkt vom Kaisergarten in die Schloßanlage hineinführt. Auf diese Art ließe sich reparieren, was durch den Bau der Westausfahrt zur Hollandautobahn vor Jahren dieser für Oberhausen so wertvollen historischen Substanz angeordnet wurde. Das Schloß würde zumindest von der Rückseite her wieder in einem für barockes Empfinden unerläßlichem Gesamtgefüge von Architektur, Park- und Gartenanlage erlebbar gemacht. Zweifellos ein bedeutender Gewinn für alle Oberhausener Bürger, die ihre freie Zeit gerne in diesem historisch geprägten Erholungsgebiet verbringen.



Hubertus Giebe
Schein und Schock „Für Walter Benjamin“, 1983



Uwe Pfeifer
Wartende (Tunnelbahnhof), 1982

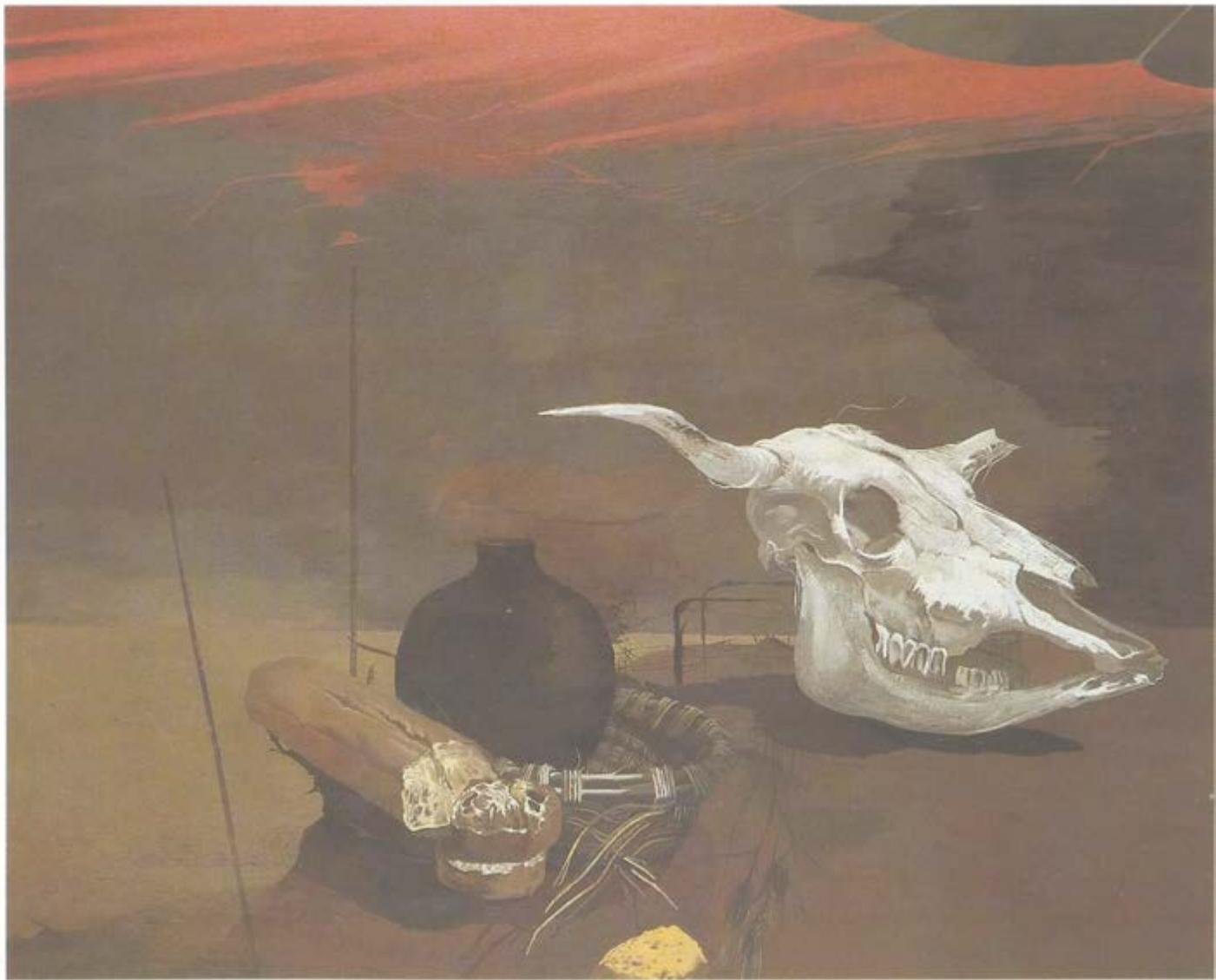




Sighard Gille
Faunisch II, 1976



Frieder Heinze
Große Zusammenkunft, 1984



Arno Rink
Spanisches Stilleben, 1983



Johannes Heisig
Der Aussichtsturm, 1982



Joachim Böttcher
Stadtlandschaft I, 1981

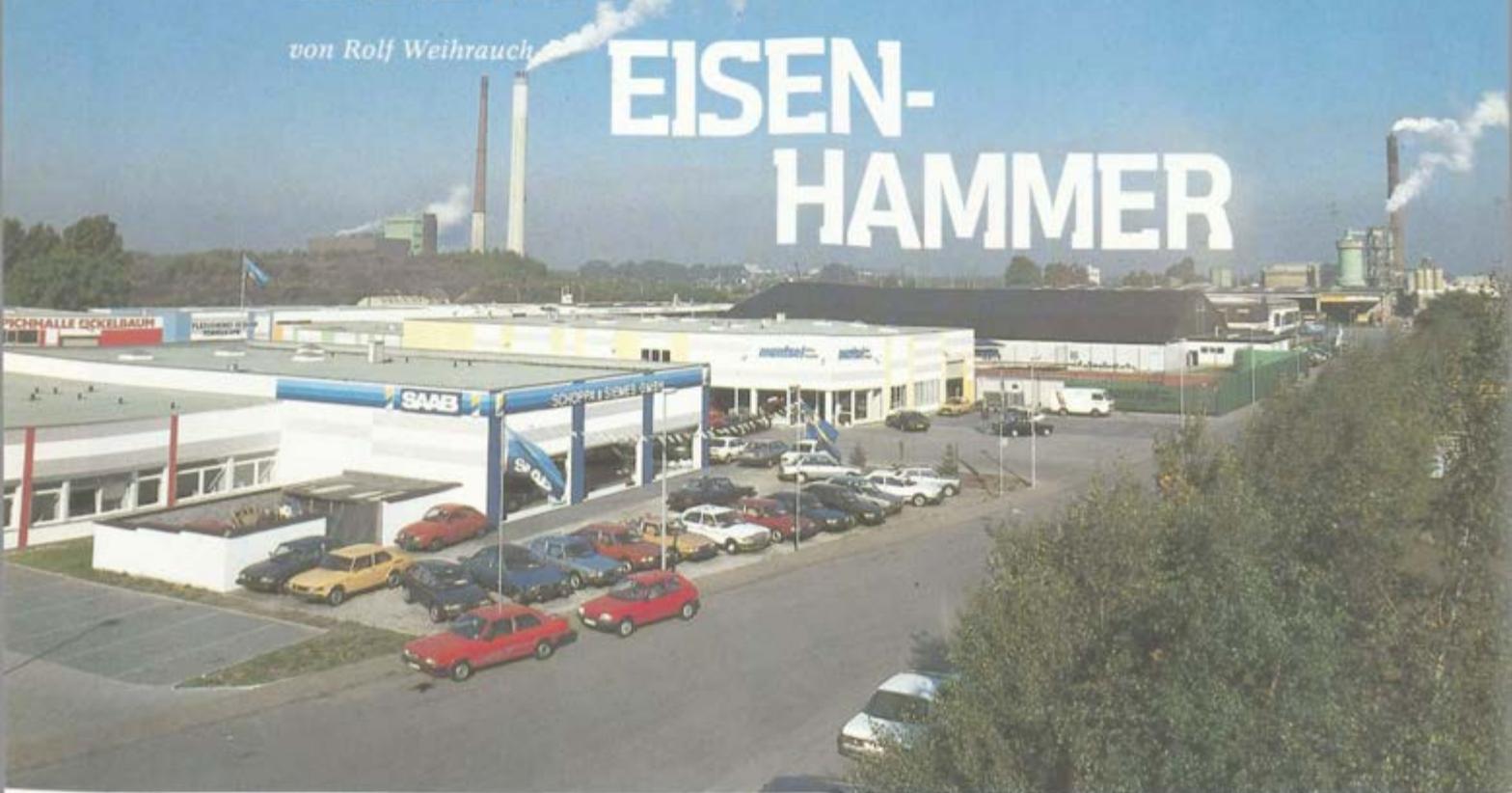


Rolf Händler
Mädchen im Atelier, 1977

GEWERBE- GEBIET

von Rolf Weihrauch

EISEN- HAMMER



„Ein Parade-Beispiel dafür, daß man auch in der heutigen Zeit, in der Wirtschaftsförderungs- und Ansiedlungspolitik ein besonders schwieriges Geschäft ist, mit Mut und Phantasie Optimales, sozusagen Maßgeschneidertes gerade auch für kleinere Firmen erfolgreich anbieten kann.“ So charakterisierte Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond den neuen Gewerbepark am Eisenhammer bei seiner Einweihung am 12. Juli vorigen

Jahres, der sich im Rahmen eines Tages der offenen Tür zugleich erstmalig der Öffentlichkeit präsentierte.

Doppelte Freude drückte der Oberbürgermeister aus: Die neuen Betriebe im Gewerbepark waren überwiegend aus Wohnbereichen der Stadt ausgesiedelt, hatten damit ihrer bisherigen Nachbarschaft mehr Wohnqualität beschert, und zum anderen hatten die Unternehmen am neuen Standort die Möglichkeiten der Erweiterung und

Entwicklung bekommen, die sie nötig hatten. „Mit dem für die Stadt insgesamt erfreulichen Ergebnis, daß rund 140 Arbeitsplätze gesichert oder neu geschaffen wurden.“

Im Mai 1985 hatte der Rat der Stadt „grünes Licht“ für den Bau dieses Gewerbeparks an der Buschhausener Straße und der Straße „Zum Eisenhammer“ gegeben. Fünf Monate später rückten die ersten Bagger auf dem Gelände der ehemaligen Zeche Concordia an, das sei-

nerzeit von der Stadt für gewerbliche Neuansiedlungen gekauft worden war. Nur weitere acht Monate später nahmen die ersten Betriebe die Arbeit auf.

Zehn Firmen aus den verschiedensten Branchen haben sich inzwischen hier mit derzeit rund 140 Beschäftigten niedergelassen; auf einer Grundstücksfläche von ungefähr 16 000 Quadratmetern und in Hallen von zusammen 7 200 Quadratmetern Nutzfläche. Manches Unternehmen hat ein bißchen auf Zukunft und „Vorrat“ geplant, trägt sich mit dem Gedanken, bei guter wirtschaftlicher Entwicklung zu wachsen, zusätzliche Arbeitskräfte einzustellen. Insgesamt sind bisher rund 9,2 Millionen Mark in den Gewerbebereich investiert worden.

Bei ihren Bemühungen, Gewerbebetriebe aus den reinen Wohngebieten herauszuholen – insbesondere wenn diese Firmen expandieren wollten –, in ihrem Bestreben auch, neue Arbeitsplätze zu schaffen, wenigstens aber vorhandene zu sichern, stieß die Stadt auf zunehmendes Interesse bei vielen kleineren und mittleren Unternehmen. Deshalb wurde das Experiment dieses „Gewerbe-Hofes“ gestartet, für den es in Oberhausen bislang noch kein Beispiel gab.

Eine wesentliche Rolle spielte dabei auch die Überlegung, daß eine solche Gewerbe-Ansiedlung erheblich billiger zu realisieren war als die sonst übliche. Manche Kosten – insbesondere für Ver- und Entsorgung – fielen jetzt nämlich nicht für jeden einzelnen in voller Höhe, sondern nur noch anteilig an.

Die Stadt stellte das Grundstück zur Verfügung und die Bauträger-Gesellschaft Bangel, selbst auch dort angesiedelt, entwickelte das Konzept. Mit der Stadtparkasse fand man auch einen Financier.

Mit vier Firmen ist die Auto-Branche besonders stark vertreten. Im „Eisenhammer“ machen sich –

friedlich nebeneinander – Japaner und Deutsche, Italiener und Schweden heftige Konkurrenz.

Erster „Neuer“ im Gewerbebereich war die Firma Schoppa und Siemes. Im Herbst 1982 gegründet, übernahm sie eine schon bestehende Vertretung für Saab-Fahrzeuge. Mit ihren Mieträumen am Stadtrand war man bald nicht mehr zufrieden. Man wollte zentraler liegen.

Insbesondere die kurze Anbindung an den Emscherschnellweg und damit an das Autobahnnetz, aber auch die Lage an der Naht-Stelle zwischen dem Norden und Süden der Stadt erschien verlockend. Auf einem 1500 Quadratmeter großen Grundstück wurde eine Halle mit einer Ausstellungs-Fläche für zehn Fahrzeuge, mit Büro und Lagerräumen sowie einer modern eingerichteten Werkstatt geschaffen. Man dehnte die Saab-Vertretung auch auf Mülheim, Duisburg und Bottrop aus, wurde so die Zentrale für das ganze westliche Ruhrgebiet.

Die Firma Mantzel war zuletzt in den Räumen der ehemaligen Möbel-Firma Hemmers an der Duisburger Straße zu Hause. Dort mußte man aber damit rechnen, daß das Gebäude bald abgerissen wird. Außerdem wollte man die Zahl der Arbeitsplätze erhöhen. Da kam dem Inhaber Dieter Mantzel der „Eisenhammer“ gerade recht. Er hat im neuen Domizil die Zahl seiner Mitarbeiter inzwischen von zwölf auf 23 Mitarbeiter aufgestockt, möchte bald auf 30 anwachsen. Gebaut werden Spezial-Motoren für Wettbewerbs-Fahrzeuge, die an Rennen, Slaloms oder Rallyes teilnehmen. Außerdem bietet man Motorsport-Artikel auch für Privatpersonen und „Normal-Fahrer“ an.

Zuhause sind am Eisenhammer auch das Autohaus Helmut Eis, das in seiner Fiat-Vertrags-Handlung sieben Arbeitnehmer beschäftigt, und der Vertrags-Händler der japanischen Firma Nissan. Hier sind 21

Mitarbeiter für das Autohaus Helmut Kissling tätig.

Um Fleisch im weitesten Sinne geht es bei den Firmen Peter Teigelkamp und in der Fleischerei Timm. Letztere will mit ihren 20 Mitarbeitern im Gewerbehof Fleisch- und Wurstwaren herstellen und verkaufen.

Das Arbeitsgebiet der Firma Teigelkamp umfaßt die Einrichtung von Metzgerei-Betrieben sowie den Handel mit dem Bedarf solcher Firmen. Da stehen große Wurst-Mischer neben Waagen und vielen anderen einschlägigen Maschinen. Aber auch „Kleinzeug“ wie Messer und Beile in kaum noch zu überbietender Vielfalt gehören zum Sortiment.

Wichtig und klotzig fällt die Halle sofort ins Auge: Mit ihren 3 000 Quadratmetern gehört die Teppich-Halle der Firma Eickelbaum-Bodenbeläge zu den größten ihrer Art im weiten Umkreis. An die zwei Millionen Mark hat sie gekostet, und was sie an Boden-Belägen jeglicher Art beherbergt, ist vielfältiger kaum noch vorstellbar. Hier gilt wirklich – bei allem organisatorischen Bemühen um Übersichtlichkeit – das Sprichwort von der „Qual der Wahl“.

Modernste Technik ist im Gewerbegebiet ebenfalls zu Hause. Da gibt es die „Mikrofilm GmbH Oberhausen (MFO)“, die sich mit Beratung und Entwicklung über und von Systemen befaßt, die für Reproduktionen auf Folie und Papier sorgt, die Daten-Erfassung und Schriftgut-Verfilmung betreibt. Aus dem ganzen Land kommen die Kunden mit technischen Zeichnungen aus dem Maschinen- und Anlagenbau hierher, aus den Bauverwaltungen, aber auch aus Museen und Archiven mit sehr kostbaren alten, manchmal sogar historischen Unterlagen.

Die Firma gab es schon 1983 am Eisenhammer, als dort die ersten Unternehmen sich niederließen. Der



Pulsierendes Leben im neu entstandenen Gewerbegebiet Eisenhammer.

damals frisch gegründete Betrieb saß jedoch in gemieteten Räumen, die angesichts seiner schnellen Expansion schon bald aus allen Nähten platzte. Als man im März 1985 den Antrag stellte, eine eigene Halle zu bauen, gab es drei Mitarbeiter. „Wir werden unsere Stammebelegschaft auf 15 Kräfte aufstocken“, versprach die Firma damals. Inzwischen beschäftigt sie schon 25.

Auf Apotheken hat sich die „Asys-Datenverarbeitung“ spezialisiert,

die mit Software für ihre computer-gesteuerten Einrichtungen versorgt werden. Im Augenblick betreut das aus Essen stammende Unternehmen 170 Apotheken, von denen 90 mit Kapital-Einlagen an der Firma mit ihren 35 Arbeitsplätzen beteiligt sind.

Fast selbstverständlich: Hier am Eisenhammer ist auch das Bauträger-Unternehmen Bangel beheimatet, das die Konzeption für den neuartigen Gewerbepark erarbeitet

hat. In den ersten Jahren nach der Firmen-Gründung realisierte die Firma Bangel und Plaßmeier hauptsächlich Projekte im Wohnungsbau. Die Konjunktur für den Wohnungsmarkt brach jedoch zusammen. Darauf stellte man sich rechtzeitig ein. Heute werden im Kundenbüro in erster Linie Industriebauten, Produktions-Anlagen und Baumärkte geplant. Dabei bietet man verschiedene Ausbaustufen an und ein besonderes Baukasten-System, das Kosten und Zeit spart.

НА СДРОВОЈЕ САПОРОШЈЕ

von Frank Eisenhardt

Im festlich geschmückten Sitzungssaal des Oberhausener Rathauses hing am 20. Mai 1986 neben der Stadtfahne und der bundesdeutschen Flagge auch das sowjetische Emblem mit Hammer und Sichel. Der Grund für die außergewöhnliche Dekoration: Im Rahmen einer feierlichen Ratssitzung besiegelten Oberhausens Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond und Valentin Jalanski, Vorsitzender des Exekutiv-Komitees des Stadtsowjets von Saporoshje, die Partnerschaft ihrer beiden Städte.

In seiner Festansprache unterstrich Friedhelm van den Mond vor dem Rat und der Gäste-Delegation den festen Willen auf Oberhausener Seite, die Partnerschaft mit Leben zu erfüllen, um damit für die gegenseitige Verständigung unter den Völkern und für einen gesicherten dauerhaften Frieden einen Beitrag zu leisten. Als Vorbild für die Entwicklung der Beziehungen soll die Partnerschaft Oberhausens mit der englischen Stadt Middlesbrough dienen, die nun schon seit zwölf Jahren besteht.

Basierend auf offiziellen Begegnungen haben Bürger unserer Stadt und Freunde von der Insel vielfältige Kontakte entwickelt. Die in vielen Jahren gewachsenen Beziehungen mit den „Freunden im Westen“ erhofft sich die Stadt demnächst auch mit den „Freunden im Osten“, den 870 000 Einwohnern der süd-ukrainischen Stadt Saporoshje.

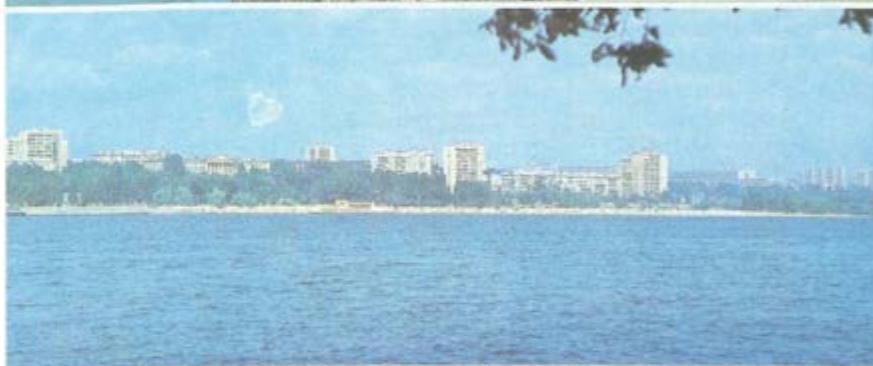
Die Vertragsunterzeichnung im Mai war der vorläufige Höhepunkt einer Entwicklung, die bereits 1973 eingeleitet wurde.

Es waren Alexander Pierog aus dem Thyssen Stahlwerk Oberhausen und sein ukrainischer Kollege Dmitri Galuschka aus dem Sapo-

roschjer Werk „Dneprospezstal“, die bei zwei Freundschaftsschmelzen (1973 und 1983) Schulter an Schulter arbeiteten. Die dabei entstandenen freundschaftlichen Beziehungen wurden dann später in feste Formen „gegossen“. Den Entwurf des Partnerschaftsvertrages brachte letztlich eine Oberhausener Delegation unter Leitung von Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond mit, die im Jahr 1985 nach Saporoshje reiste.

Zur Geschichte der zweiten Oberhausener Partnerstadt: Die Entstehung des heute von der Industrie geprägten südukrainischen Bezirkszentrums hängt eng mit dem Dnepr-

Verschiedene Perspektiven der Partnerstadt: Saporoshje/Ansichtskarten.





Ein historischer Augenblick im Sitzungssaal des Oberhausener Rathauses: Austausch der Partnerschaftsurkunden.

Kraftwerk „W. I. Lenin“ zusammen, mit dessen Bau – auf Anordnung Lenins – in den Zwanziger Jahren begonnen wurde. Am Ufer des bis zu 30 Kilometer breiten Dnepr stand vorher die Alexander-Festung (angelegt im Jahr 1770) aus den Zeiten des Kampfes gegen die Krimtataren und die aus dem Süden einfallenden Türken. Nach der Festung wurde die erste Siedlung „Alexandrowsk“ benannt, es waren vorwiegend ehemalige Leibeigene, die zur Verteidigung der Landesgrenze angesiedelt wurden. „Alexandrowsk“, Reste der Siedlung sind noch erhalten, wurde im Jahr 1921 in Saporoshje, „Stadt hinter den Stromschnellen“ umbenannt.

Der wirtschaftliche Aufschwung Saporoshjes, heute Stadt der Energetiker, der Metallurgen, der Bauleute und der Chemiker genannt, begann erst, als das Lenin-Kraftwerk (hinter seinen 40 Metern hohen Staumauern kann es heute über 1500 Megawatt Strom erzeugen) im Jahr 1932 in Betrieb ging. Dadurch wurden ideale Voraussetzungen für die sich sofort ansiedelnde Industrie geschaffen.

Auf der 334 Quadratkilometer großen Stadtfläche sind heute mehr als 100 große Betriebe zu Hause. Zu den bedeutendsten zählt der Ener-

gieverbund Dnepr-Energo, der neben dem Wasserkraftwerk auch Kohlekraftwerke und – etwa 100 Kilometer von der Stadt entfernt – ein Kernkraftwerk betreibt, von dem zwei Blöcke bereits Strom an das Netz abgeben. Bekannt sind ferner die Hütten-Kombinate und das Transformatoren-Werk, das in Länder aller Kontinente liefert. Insgesamt, so wird in einem Werbeprospekt stolz auf die Leistungsfähigkeit der heimischen Wirtschaft hingewiesen, werden etwa 400 unterschiedliche Produkte aus Saporoshje in 70 Länder der Erde exportiert. Vorwiegend auf sowjetischen Straßen rollt der ursprünglich als Kleinwagen konzipierte „Saporoshez“, bei dessen Entstehung der italienische Automobilkonzern Fiat Pate gestanden hat. Noch im Jahr 1986 wird der neue „Saporoshez“ über die Produktionsbänder des Werkes laufen, der – als „Eigengewächs“ technisch modernisiert – demnächst mit neuartigem Frontantrieb in der unteren Mittelklasse mitfahren soll.

Noch in diesem Jahrhundert, nach Planung exakt im Jahr 1996, will Saporoshje, das bereits partnerschaftliche Beziehungen zu Lahti (Finnland), Birmingham (England), Belfort (Frankreich), Obrovac (Jugoslawien) und Linz (Österreich) unterhält, seinen 1000 000. Einwohner begrüßen. Es gibt unterschiedli-

che Gründe für die ehrgeizige Erwartung: Die Stadt erfreut sich eines permanenten Zustroms von Neubürgern und kann einen stolzen Geburtenüberschuß in Höhe von jährlich etwa 12000 Erdenbürgern vorweisen. Acht Stunden wird an vier Tagen der Woche im „Haus der Festlichkeiten“ getraut, da geben sich pro Jahr etwa 5500 Paare das Ja-Wort. So erfreulich der Boom an Neubürgern, Babys und Brautleuten für die Verantwortlichen der Stadt auch sein mag, er bereitet ihnen gleichzeitig auch Probleme.

Etwa 50000 Familien, so schätzt Valerie Schinkarow als Erster Architekt des zuständigen Baudezernats, suchen in Saporoshje nach einer neuen Wohnung. Um Abhilfe zu schaffen, packen Staat, Stadt und die Betriebe gemeinsam an. 7000 Einheiten mit einer Gesamtwohnfläche von etwa 350000 Quadratmetern werden pro Jahr fertiggestellt. Zwei Baukombinate gehen in der Stadt zu Werke, sie errichten schlüsselfertig. Valentin Jalanski, der als Vorsitzender des Exekutiv-Komitees die politischen Entscheidungen der alle drei Monate tagenden 500 Volksdeputierten (darunter 247 Frauen) in die Tat umsetzen muß, kündigt gar an, daß in der Baubranche noch aufgestockt wird: Ein drittes Baukombinat soll möglichst bald die Arbeit aufnehmen.

Erst im letzten Jahr eingeweiht wurde die neue Universität, an der u. a. Biologie, Geschichte, Physik, Sport und ausländische Sprachen angeboten werden. Neben der Uni gibt es Hochschulen für Maschinenbau, Industrie und Medizin, eine Filiale der Hochschule für Handel und vierzehn technische Fachschulen. Insgesamt sind dort neben den einheimischen Studenten mehr als 1000 Ausländer aus 72 Nationen eingeschrieben.

Damit Saporoshje beim geplanten Eintritt in den Kreis der Millionenstädte noch einiges mehr vorweisen



Saporoshje ist bekannt für seine Stahlindustrie, das Wasserkraftwerk und den dort produzierten Kleinwagen „Saporoshez“.

kann, wird demnächst mit dem Bau des ersten Teilstücks einer U-Bahn begonnen.

Dazu der Vorsitzende des Exekutiv-Komitees, Verwaltungschef Jalanski: „Bei etwa 100 000 Lkw – darunter 4 000 Bussen – und mehr als 70 000 privaten Personenwagen denken wir mit Schrecken an die Folgen der unaufhaltsamen Motorisierungswelle.“ Der Bau der U-Bahn soll Entlastung auf den vielspurigen Straßen der Stadt bringen, die für mitteleuropäische Verhältnisse noch lange nicht an den Grenzen ihrer Aufnahmefähigkeit angelangt sind.

Ein weiteres ehrgeiziges Bauprojekt steht für die nächsten Jahre auf dem Programm: Von der fast vierzehn Kilometer langen Lenin-

Prachtstraße soll in Stufen eine etwa 50 Meter breite Allee mit Wohn- und Geschäftshäusern an das Ufer des Dnepr gebaut werden, an dem ein Wasserbahnhof einlaufenden Booten und Schiffen Quartier bieten wird. Der Dnepr bietet den Bürgern Saporoshjes mit seinen Sandstränden und der zwölf Kilometer langen bis zu drei Kilometer breiten Flußinsel Chortiza ideale Freizeitmöglichkeiten. Ihn ihm kann noch im Herbst gebadet werden, wenn im 1000 km nördlicheren Moskau der erste Schnee fällt. Das Wasser des Dnepr, auf diese Feststellung legen die Bürger Saporoshjes großen Wert, wurde nach dem Unglück von Tschernobyl nicht wesentlich belastet.

Was die Umwelt angeht, da bereitet den zuständigen Behörden und Politikern die Emission der Luft durch die Industriebetriebe schon wesentlich mehr Kopfzerbrechen. 100 Mio. Rubel will die Stadt in den nächsten Jahren für die Luftreinhaltung investieren.

Einen Vertragsabschluß mit einem Oberhausener Unternehmen (Saporoshje zeigt sich besonders an einer Müllverbrennungsanlage interessiert) hält die Verwaltungsspitze für realistisch. Valentin Jalanski regt gar an, demnächst neben Ju-

gendlichen, Sportlern und Künstlern auch Experten auf dem Gebiet des Umweltschutzes zwischen Oberhausen und Saporoshje „austauschen“.

„Auf diesem Weg könnten“, so Jalanski, „auch die geschäftlichen Beziehungen zwischen den Partnerstädten verbessert werden.“

Zunächst jedoch stehen kleinere Schritte auf dem Weg zur Verbesserung der partnerschaftlichen Beziehungen an. Die Richtung war direkt nach der Vertragsunterzeichnung von den Vertretern beider Städte festgelegt worden: Kontakte sollen außerhalb der offiziellen Ebenen geschaffen werden. Gedacht wird dabei u. a. an Schulpartnerschaften (Austausch von Briefen, Ausstellungen und Zeichnungen), die Hans-Sachs-Schule ist bereits aktiv geworden.

In einem Gespräch werden Experten beider Städte zu klären versuchen, inwieweit preisgekrönte Werke der Internationalen Westdeutschen Kurzfilmtage in Saporoshje durchgeführt werden können.

Beim Ausbau der Beziehungen wollen die Partnerstädte auf die Erfahrungen der Dortmunder „Arbeitsgemeinschaften der Gesellschaften Bundesrepublik Deutschland / Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken“ zurückgreifen, die ihre Unterstützung angeboten hat.

Grüße an alle Oberhausener Schülerinnen und Schüler ließ diese 4. Klasse übermitteln.



WENN ALLE BRÜNNLEIN FLIEßEN

☛-Mosaik fügen sich zum Stadtbild



Ein künstlerischer Mittelpunkt sprudelt vor der „S“-Schaltstelle.

Die zeitgemäße Stadtplanung hat einen neuen Begriff geprägt: Wohnumfeldverbesserung. Grüne Adern werden durch graue Betonschluchten gezogen, Kunst am Bau entsteht, abstrahierend verfremdende Motive, aber auch naturalistische Zeitschichten dokumentierende. In Zeiten außerordentlich knapper Budgets vieler Kommunen kann solch zeitgemäße Stadtplanung leicht zur ungeliebten Verpflichtung wachsen, da wird bereitwillig, sicherlich aber nicht zu Unrecht an das Engagement Dritter appelliert. Spuren solchen Engagements winden sich, beispielsweise einmal ausgehend von der Hauptstelle der Sparkasse, bis in die entlegensten Winkel unserer Stadt. Vom „S“ geprägte Mosaik fügen sich allüberall zu einem stimmungsvollen „Stadtbild Oberhausen“, der Sparkassenplatz an der Wörthstraße bietet sich gleichermaßen als Startplatz für eine Entdeckungsreise an. Denn dieser Platz ist ein treffliches Beispiel stimmungsvoller Verschmelzung von Kunst und Bauen, in nahtlosem Übergang erhebt sich aus der eleganten Pflasterung ein Brunnen als künstlerischer Mittelpunkt in begrünter Ruhezone, Symbol gleichsam eines stetig sprudelnden Lebensquells.

Wenige Fußminuten nur vom kunstvollen „S“-Zentrum entfernt grüßt der wohl mit größter Vielfalt „angenommene“ Farbtupfer im Oberhausener Stadtbild. Was hat der Schwan, den die Stadtsparkasse an den leider nicht mehr illuminierten Wasserspielen auf dem „rundweg-beruhigten“ Friedensplatz eingenistet hat, dem vorbeischlendern den Passanten nicht schon alles geboten! Mal verbargen heimlich angelegte Dessous seine edelmetallenen Reize, mal ergoß sich von seinem Fuße aus ein mächtig schäumender Strom bis in die Elsässer Straße, immer wieder entdecken Kinder an ihm ihre ersten alpinistischen Sehnsüchte, fangen ihn kamerabesessene „O“-Touristen ein als Erinnerung an eine Visite an der „Wiege der Ruhrindustrie“.

Nur wenig mehr als einen Steinwurf weit ist es von der Wörthstraße bis zum südlichsten Zipfel unserer Stadt, der vorortverliebte Alstadener findet Erholung vom rastlosen Alltag am Fröbelplatz, in den „mehr als ein Kreditinstitut“ ein liebevolles Baumensemble gepflanzt hat. Und an der Ecke Kiepenfeld/Alstadener Straße kündigt die „S“-Zweigstelle Alstaden-West von innenarchitektonischer Kunst, die Abwick-

lung kleinerer oder größerer Geldgeschäfte vollzieht sich in einer selten schlüssigeren Balance zwischen funktionsfähiger und bildhafter Raumgestaltung, „Rauminstallationen“, möchte man beinahe meinen, wie sie die avantgardistische Kunstszene kennt.

Raumgestaltung ganz anderer, natürlicher Art paart sich nahe des wahrlich sorgsam geglätteten Industriegürtels, der Oberhausen in die „Dreifaltigkeit“ Alt-Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld teilt: „S“-Aktivitäten im „O“-Zoo, für Luchs, Biber und Adler konnten Domizile geschaffen werden, in der Sprache der Tierkundler „Gehege“ geheißen, da steuerte der Adler dann gleich auch mit sparkassengefördertem Flügelschwung sein neues Heim im Kaisergarten an. Und wenn sich am Teich des großen Gartens, der längst nicht mehr dem Kaiser gewidmet ist, Fuchs und Hase „Gute Nacht“ wünschen, dann wiegt sie das sanfte Rauschen spielerisch gen Himmel düsender Wasserfontänen in den Schlaf. Gleich in der Nachbarschaft schlummerte jahrelang im Schoße von Schloß Oberhausen der städtische Kunstbesitz. Hätte ihn ein kräftiges Geläut der Sparkasse nicht zum Leben erweckt, so



Der Schwan am Friedensplatz als Symbol für Kunst und Bauen.



Die Wasserspiele im Kaisergarten als idyllisches Inszenarium.

manches Kunstwerk wäre dem Muffen verlustig gegangen.

Doch wo man die überlieferte Kunst der Stadt erhielt, dort verleiht man ihr in der kundenträchtigsten Schaltstelle des Oberhausener Finanzwesens immer wieder auch neue künstlerische Akzente. So eben entstand, von Hand des Oberhausener Künstlers Heinrich Kasan geschaffen, am Fuße der Sterkrader Fußgängerzone ein neues Juwel der Wohnumfeldverbesserung. Auf einen Betonfuß gestellt, erzählt eine bronzene Brunnenkugel bedeutende Kapitel der Historie unserer Stadt, Bergarbeiter in zwei Streben mit Blindschacht, ein Holzkohlenmeiler, ein Arbeiter beim Abstich in einem Hochofen aus der Frühzeit des Hüttenwesens und eine Lokomotive mit Wasserfüllanlage ergießen zum Teil schon nostalgiegeschwängerte Industriegeschichte auf den Betrachter, geleitet von einer Wasserfontäne, die kaskadenartig in die Becken fällt.

„Wenn alle Brunnlein fließen“, muß man sich da schon des bekannten Volksliedes erinnern, in der Tat läßt sich mit den Naturgewalten lebendige Kunst schaffen, hätte nicht das Sterkrader Geschäftsleben dazwischen seine Zelte aufgeschlagen,

man könnte vom Brunnen auf der Bahnhofstraße mühelos den Wasserspielen zuschauen, die „S“ im Sterkrader Volkspark für ein naturverbundenes Publikum hat inszenieren lassen. Und ziehen wir eine beinahe schnurgerade Linie gen Osten, so lädt uns Ähnliches unmittelbar an dem Ort gelegen zum Verweilen ein, der dieser Stadt den Beinamen „Wiege der Ruhrindustrie“ gegeben hat. Im Osterfelder Antoniepark, grünes Pendant zur St. Anthony-Hütte, dieser liebevollen Fachwerk-Zeugin von der Geburtsstunde industrieller Ruhr-Geschichte, scheint die Wasserfontäne allen Unkenrufen einer vermeintlich schwer verwundeten Stadt zum Trotz nachgerade überschäumende Lebensfreude versprühen zu wollen.

Jüngst zog ein geschwätziger Nachbar ein, auf dem Wappenplatz in der Osterfelder City hat die Dorstener Künstlerin Tisa von der Schulenburg, (nicht nur) landesweit besser noch bekannt als „Schwester Paula“, ein weiteres „S“-Mosaik im Stadtbild geschaffen. Aus dem gepflasterten Brunnenbecken ragt eine Bronze-Säule empor, auf ihr dargestellte Berg- und Stahlarbeiter fügten sich thematisch in die

Stadtgeschichte ein, vier Düsen bekunden ihnen vom Beckenrand aus sprudelnden Respekt.

Kunst und Bauen, immer wieder, auch in nördlicheren Regionen wie etwa vor der Zweigstelle Alsfeld an der Ecke Weier-/Weseler Straße, wo sich eine reizvoll ausgeformte Plastik zur „Einzelausstellung“ versammelt hat. Und noch höher droben im Oberhausener Norden, inmitten der grünen Lunge Königshards, suchen nicht nur Jogger sportlichen Ausgleich auf einem Trimm-Dich-Pfad, den die Sparkasse angelegt hat.

„S“-Augenfälligkeiten, die sich allesamt zu einem liebevollen Stadtbild einen. Und hinter den kräftigen Farben entdecken wir beim Rundgang die vielen leiseren Töne. Dann findet das Auge gewiß eines der 26 Häuschen, die die Stadtparkasse für Kindergärten hat errichten lassen, dann sitzt man bei einer Rast am Wegesrand „so ganz nebenbei“ auf einer Bank der Kasse. Oder man entnimmt beim erlebnisreichen Theaterbesuch auf den Toiletten das Papierhandtuch mal eben einem „S“-Behälter, einem der vielen Mosaiksteinchen, die die Sparkasse ins „Stadtbild Oberhausen“ eingearbeitet hat.

Vor vier Jahren wurde die Jahrbuchreihe „Oberhausen“ aus der Taufe gehoben. Dieses Jahrbuch setzt die Serie fort. Wie bei seinen Vorgängern hat es an Ehrgeiz auch diesmal nicht gefehlt.

Das Ziel, welches sich die Herausgeber gesetzt haben, unsere Stadt aus den verschiedenen Blickwinkeln darzustellen und eine Art „Oberhausener Archiv“ zu schaffen, ist auch mit dieser vierten Ausgabe konsequent weiterverfolgt worden.



Plitt-Verlag, Oberhausen